View metadata, citation and similar papers at core.ac.uk

brought to you by CORE

provided by OTHES

universität wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie - Eine Inhaltsanalyse von Fachartikeln des 'Journal of Marriage and Family'"

Verfasserin

Mag. phil. Christine Stirmaier

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Soziologie (Mag. rer. soc. oec.)

Wien, 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 121

Studienrichtung lt. Studienblatt: Soziologie (sozial-/wirtschaftsw. Stud.)

Betreuer: Univ.-Prof. Dr. Rudolf Richter

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung 1

2 Prozesse des Wandels in der modernen Gesellschaft 4

2.1 Der Wandel der Familienstruktur 4

2.2 Die Entgrenzung von Arbeit, Familie und Freizeit 8

3 Vereinbarkeit 12

3.1 Erwerbsarbeit 15

3.2 Familie und Hausarbeit 18

3.2.1 Fürsorge 22

4 Historische Entwicklung der beiden Sphären 26

4.1 Rollenanforderungen heute 29

5 Politische Zugänge 32

5.1 Zielsetzungen 36

5.2 Die Ökonomisierung der Privatsphäre 39

5.3 Die Neudefinition von Bürgerschaft nach Joan Tronto 43

6 Methodik und Praxis in der Wissenschaft 46

6.1 Einstellungen 47

6.2 Soziologie und Praxis 51

7 Zugänge zur Inhaltsanalyse 55

7.1 Material und Vorgehensweise 59

8 Methodischer Teil: Inhaltsanalyse der Fachartikel 64

8.1 Toward a Conceptualisation of Perceived Work-Family Fit and Balance: A Demands and Resources Approach 64

8.2 Family Roles and Work Values: Processes of Selection and Change 67

8.3 Gender Differences in Restricting Work Efforts Because of Family Responsibilities 70

8.4 Informal Caregiving at Working Age: Effects of Job Characteristics and Family Configuration....74
8.5 Why Emotion Work Matters. Sex, Gender, and the Division of Household Labor....77
8.6 Gender Equality or Primacy of the Mother? Ambivalent Descriptions of Good Parents....80
8.7 A Cross-Cultural Test of the Work-Family Interface in 48 Countries....84
9 Diskussion: Fachartikel im Vergleich....90
9.1 Zur theoretischen Konzeption der Vereinbarkeit....90
9.2 Zur politischen und praktischen Relevanz....92
9.3 Perspektiven zur Vereinbarkeit....94
10 Bibliographie....97
11 Anhang....103
12 Abstract....113

1 Einleitung

Die Familie stellt eine zentrale gesellschaftliche Institution dar, welche die soziale Stabilität gewährleistet und als tragfähiges soziales Netz fungiert. Dem gesellschaftlichen Gebilde der Familie kommt somit in nahezu allen Lebensbereichen eine wichtige funktionale Rolle zu. Ihre vielfältigen Wirkungsformen sind essentielle Diskussionspunkte in den unterschiedlichsten Disziplinen wie etwa Psychologie, Ökonomie, Recht oder Politik.

In meiner Arbeit beschäftige ich mich mit der Herausbildung und Entwicklung der Diskussion rund um das Thema Work-Family Balance in den letzten Jahrzehnten. Da dieses Gebiet sehr umfangreich ist und zahlreiche andere Thematiken berührt und inkludiert, werden im Zuge dieser Arbeit ausgewählte Gesichtspunkte des Phänomens untersucht werden.

So spielt im Zusammenhang mit Work-Family Balance etwa das Geschlechterverhältnis eine zentrale Rolle, weil die Sichtweisen bezüglich eines adäquaten Verhältnisses der beiden Lebensbereiche meist in bestimmten Leitbildern verankert sind. Diesbezüglich spielt die historische Entwicklung von Lebensbereichen und den damit verbundenen Rollenanforderungen und Erwartungshaltungen eine wichtige Rolle. Ebenso wird der heutige Status der Diskussion rund um die Vereinbarkeit in hohem Ausmaß vom Wandel der Familienstruktur und der Entgrenzung unterschiedlicher Lebensbereiche geprägt. Weiters werden die beiden hauptsächlich von der Problematik betroffenen Sphären der Erwerbsarbeit sowie der Hausarbeit und deren Funktion, Prestige und Wertigkeit diskutiert. Es sollen dabei insbesondere jüngere Ansätze der Vereinbarkeit diskutiert werden, die sich mit der Fürsorgeproblematik und Sozialpolitik auseinandersetzen.

Durch mein Erststudium Anglistik und Amerikanistik bin ich wissenschaftlich besonders an sprachlichen und diskursiven Vorgängen interessiert. Auch in der Soziologie lassen sich Texte und transkribierte Interviews mittels qualitativer Zugänge in Form von Text-, Diskurs- und Inhaltsanalysen untersuchen. Aufgrund

meines Interessenschwerpunktes lag daher eine qualitativ-inhaltliche Auswertung von Textmaterial nahe. Als Material der Untersuchung dienen Fachartikel aus der familiensoziologischen Zeitschrift „Journal of Marriage and Family“ zum Thema Work-Family Balance. Die detaillierte Analyse basiert auf einem Analyseschema nach den Methoden des Psychologen Philip Mayring und des Soziologen Gerhard Kleining und wird sich auf ausgewählte Artikel beschränken, die sich spezifisch zum genannten Thema äußern. Die Texte sollen in Folge auf mögliche dahinterliegende politische Forderungen und Implikationen sowie auf deren Praxisbezug hin untersucht werden. Dabei spielt zunächst der soziokulturelle und gesellschaftspolitische Hintergrund eine wesentliche Rolle, der im theoretischen Teil behandelt werden soll und eine Grundlage für die nach Mayring sehr wesentliche theoriegeleitete Analyse darstellt. Um Rückschlüsse auf bestimmte Aspekte der Kommunikation ziehen zu können, muss die methodische Vorgehensweise zudem vor allem systematisch und regelgeleitet erfolgen, denn nur dadurch wird die Nachvollziehbarkeit und wissenschaftliche Überprüfbarkeit gewährleistet (vgl. Mayring 2008: 13).

Die Fachartikel einer Disziplin spiegeln auch immer die Aktualität der Diskussion wider; in der Soziologie umso mehr, als die Sozialwissenschaften spezifisch darauf ausgelegt sind, ein tieferes Verständnis für gesellschaftliche Probleme zu liefern und in Folge Anregungen für Handlungsmaßnahmen, etwa in der Politik, beizusteuern vermögen. Die Aussagen in den Texten werden auf ihre inhaltlichen Schwerpunktsetzungen und die Erscheinungsformen sowie die Verarbeitung der Diskussion rund um Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Hausarbeit untersucht.

Somit soll der Versuch unternommen werden, eine Brücke zwischen akademischer Forschung und gesellschaftspolitischer Umsetzung zu schlagen. Letztere kann aus aktuellen Forschungsergebnissen zum genannten Thema Anregungen entnehmen, um die Vereinbarkeit zu erleichtern und Verbesserungsmaßnahmen zur Bewältigung einzuleiten. Anstatt der üblichen Analyseobjekte wie transkribierte Gespräche oder Medieninhalte, habe ich mich deswegen für Fachartikel entschieden, da gerade die in akademischen Kreisen produzierten Texte meist unreflektiert übernommen werden. Besonders hier stellt

sich die Frage, welchen Beitrag diese Texte zu den von ihnen behandelten gesellschaftspolitischen Themen leisten können. Es soll daher Inhalt dieser Arbeit sein, inwiefern die Erkenntnisse der Artikel in der Praxis hilfreich sein können. Dem für die Inhaltsanalyse ungewöhnlichen Untersuchungsgegenstand der Fachartikel entsprechend, wird sich ein Kapitel dezidiert mit der Beziehung von Wissenschaft und Praxis beschäftigen.

Die Familie und vor allem die Partnerschaft und Ehe waren im Laufe der letzten Jahrzehnte einem grundlegenden gesellschaftlichen Wandel unterzogen, aufgrund dessen das Phänomen der Work- Family Balance überhaupt erst entstehen konnte. Mit der zunehmenden Erwerbstätigkeit der Frauen entspann sich eine lebhafte öffentliche Diskussion darüber, ob ein solches Verhalten angebracht, wünschenswert, zumutbar und nicht zuletzt *vereinbar* wäre. Das Kernthema dieser Arbeit sind vor allem die unterschiedlichen Betrachtungsweisen des Themas der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, welche als Zugänge zu bestimmten Lösungsansätzen dienen, die in Folge als Anstöße für die Anwendung von Maßnahmen in Recht und Politik fungieren können.

2 Prozesse des Wandels in der modernen Gesellschaft

In Bezug auf Work-Family Balance spielt insbesondere das Geschlechterverhältnis und die Rollenzuschreibung in diesem Bereich eine wesentliche Rolle. So werden Männern und Frauen bestimmte Erwartungshaltungen entgegengebracht, welche wiederum meist den sozialhistorisch etablierten Wertvorstellungen entsprechen. Die Anforderungen seitens der Gesellschaft werden in hohem Maße von der Dualität der Sphären von Erwerbsarbeit und Hausarbeit bzw. Fürsorge festgelegt. Die Dynamik des Verhältnisses dieser beiden Lebensbereiche ist mitunter von den Familienstrukturen und deren Entwicklung im Laufe der Zeit wesentlich geprägt. In der modernen Gesellschaft ist immer wieder von verschiedenen Formen des Wandels die Rede, welche die Fundamente der westlichen Gesellschaften zunehmend erschüttern, wie etwa der Wandel der Familienstruktur, der Wertewandel oder der Wandel der Arbeits- und Freizeitgesellschaft. Im Folgenden sollen die Grundzüge dieser Entwicklungen, welche die Vereinbarkeit wesentlich mitbestimmen, dargestellt werden.

2.1 Der Wandel der Familienstruktur

Ein bekanntes Thema in der Familiensoziologie stellt der Wandel der Familienstruktur in den modernen Gesellschaften während der letzten Jahrzehnte dar. In groben Zügen umfassen die tendenziellen Veränderungen weniger Eheschließungen, mehr Singlehaushalte, erhöhte Scheidungsraten und sinkende Geburtenziffern. Soziologisch betrachtet übernimmt die Familie mehrere gesellschaftserhaltende Funktionen, die sich in ihrer „biologisch-sozialen Doppelnatur“ äußern. Damit ist einerseits die Reproduktion gemeint, welche zum demographischen Gleichgewicht beiträgt, und andererseits die Sozialisation, die

der Einzelne durch seine Eltern und Verwandten erfährt (vgl. Nave-Herz 2006: 30).

Momentan sehen sich moderne Gesellschaften mit der Herausbildung neuer Familienformen konfrontiert. Unter dieser Pluralisierung versteht man erhöhte Heterogenität, „eine Zunahme der empirisch relevanten Typen, also das Auftreten neuer Ausprägungen“ (Hill/ Kopp 2006: 306). Dadurch wird zum Teil Akzeptanz für bisher von der politischen Öffentlichkeit exkludierte Formen geschaffen, etwa mit der Einführung der eingetragenen Partnerschaft für homosexuelle Paare. Es entwickeln sich zudem neue Begrifflichkeiten wie „LAP“ (Lebensabschnittspartner) oder „dinks“ (double income with no kids) (Brake 2003: 69). Während die Akzeptanz für alternative Familienformen steigt, wird beispielsweise die Heirat heutzutage nicht mehr als selbstverständlich, sondern mehr als Risiko denn als Risikoabsicherung betrachtet, wie es früher der Fall war, denn die Trennungswahrscheinlichkeit liegt sehr hoch (vgl. Lewis 2009: 4).

Das Phänomen der Pluralisierung wird in der Literatur unterschiedlich aufgefasst, die je nach Interpretation den Zerfall oder die Stabilität der Familie propagiert. Die „family fluidity“ (Lewis 2009: 4) kann zum Beispiel als „diffuse Traditionsmodernität“ aufgefasst werden, welche destruktive Auswirkungen auf Familien mit sich bringt, indem sie große Verunsicherung hervorruft (Oster/ Nieberg in Ernst 2005: 184). Während Erwerbsarbeit und Familie früher noch als Eckpfeiler der gesellschaftlichen Sicherheit galten, wird die Familie nun zum Auslaufmodell erklärt und in Folge „zum Gegenstand rhetorisch ausgestalteter Krisenszenarien“ (Brake 2003: 13).

Der angebliche Niedergang der Familie wird zum Beispiel durch die Individualisierungsthese beschrieben, welche besagt, dass es zu einer Enttraditionalisierung in der Form kommt, und dass die Familie immer weniger identitätsstiftend und notwendig wird (vgl. Hill/ Kopp 2006: 313). Durch die Tendenz zu individuellen Präferenzen und weniger Verbindlichkeit wird die Familie als ehemals stabilstes Sicherheitsnetz heutzutage für den Einzelnen zunehmend als instabil erlebt. Mit der Individualisierung, so wird es oft behauptet, gehe gleichzeitig ein Werteverlust einher, der sich in einem Mangel an

Verantwortung und Solidarität äußere. Jedoch wird die Familie zum Großteil immer noch als Sitz der Erziehung, Identität und des Zusammenhalts gesehen, denn zu den gegenwärtigen Trends gehört auch der Wandel von der Vernunftehe zur Liebesbeziehung und Partnerschaft, die auf der persönlichen Entscheidung des Einzelnen beruht. Dadurch kommt es zur Selbstbestimmung und persönlicher Freiheit, die unter Umständen auch mit erhöhter Lebensqualität einhergeht. In diesem Zusammenhang kann gegen die Individualisierungsthese eingewendet werden, dass sich die Menschen vor allem in Zeiten der finanziellen und persönlichen Unsicherheit wieder verstärkt an der Familie als solidarische und unterstützende Gemeinschaft orientieren (vgl. Brake 2003: 26). Diese Ansicht wird etwa von Rosemarie Nave-Herz in der These vom institutionellen Wandel vertreten, die besagt, dass keine Abkehr von der Familie stattfindet und dass andere Familienformen keineswegs die Kernfamilie als dominantes Modell gefährden. Gerade weil der Kernfamilie so hohe Anerkennung entgegengebracht wird, sei eine Toleranz anderer Formen möglich (vgl. Brake 2003: 80). Dennoch sprechen die Zahlen mittlerweile eine deutliche Sprache, denn in den letzten Jahrzehnten wurden die Pluralisierung und der Rückgang der Kernfamilie auch statistisch eindeutig bewiesen. Das Familienbild der Kernfamilie ist zumindest im klassischen Sinne des „breadwinner“ Modells nicht mehr haltbar, nicht zuletzt deswegen, weil die Familien auf die Erwerbstätigkeit beider Partner zur Existenzsicherung angewiesen sind. Die Interpretation dieser Ergebnisse muss jedoch mit Vorsicht erfolgen, denn es besteht die Gefahr, neue Trends durch „realitätsferne Übertreibung“ zu einem dunklen Zukunftsszenario zu erklären (Brake 2003: 66). Folglich wird nach möglichen, sehr drastisch anmutenden, Lösungen gesucht: „Wenn der Zerfall der Familie schon nicht aufgehalten werden kann, so muss zumindest ein institutioneller Ersatz gefunden werden“ (Hill/ Kopp 2006: 320). Obwohl institutionelle Maßnahmen seitens des Staates erfolgen müssen, um eine erfolgreiche Vereinbarkeitsstrategie gewährleisten zu können, ist es dennoch wesentlich, die Aufgabe und den Nutzen der Familie hervorzuheben, anstatt alle familiären Tätigkeiten in eine ökonomische Sphäre auszugliedern.

Folglich ist es weniger der „Ersatz“ als vielmehr eine unterstützende, begleitende Leistung, die in solchen Fällen erbracht werden müsste.

Die immer wieder zitierten Problematiken wie hohe Scheidungsraten, mehr uneheliche Kinder, steigende Lebenserwartung und viele Singlehaushalte lassen die Frage offen, ob die Familie noch als das “best caregiver” Modell aufgefasst werden kann (Hirschmann/ Liebert 2001: 68f). Die Balance zwischen familieninternen Leistungen und institutionellen Ergänzungsangeboten muss immer wieder neu organisiert werden, und die Aufgabe des Staates liegt darin, auf Veränderungen in der familiären Struktur zu reagieren und entsprechende Maßnahmen einzuleiten. Hinsichtlich unterstützender Angebote für Familien dienen etwa Kinderbetreuungseinrichtungen, Dienstleistungen in Haushalt und Fürsorge oder Erziehungsgehalt als entlastende Eingriffe, welche die Lebensqualität erhöhen können. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen spielen bezüglich der demographischen Entwicklung eine wesentliche Rolle, da die Politik bis zu einem gewissen Grad den Verlauf zu steuern vermag. Dies gestaltet sich aufgrund mangelnder Daten zur aktuellen – und insbesondere zur heiklen privaten – Situation meist schwierig. Jedoch ist der Staat daran interessiert, die Familie als festen Bestandteil und Grundmauer der Gesellschaft sowie der Ökonomie zu fördern.

Die gegenwärtige Entwicklung kann jedoch nicht nur auf die Anhäufung von individuellen Entscheidungen zurückgeführt werden. Ganz im Gegenteil werden zur Erklärung des familialen Wandels sogar ökonomische Modelle herangezogen, die sich auf das Wirken des Kosten-Nutzen-Prinzips und auf normenbasiertes Handeln beschränken: „Die ökonomischen Modelle können eine ganze Reihe von Verhaltensweisen mit dem Rollenprinzip beschreiben, für deren Erklärung häufig Emotionen und Rollenverhalten bemüht werden“ (Ott in Behning 1997: 42). So wird etwa die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung auf Unterschiede in der Humankapitalausstattung oder auf Machtasymmetrien, die durch Einkommen begründet sind, zurückgeführt. Ökonomische Austauschmodelle nehmen an, dass sich die Arbeitsteilung aufgrund von Verhandlungen zwischen den Partnern ergibt. Eine wesentliche Grundannahme der Theorie ist, dass beide bestrebt sind,

die Tätigkeit der Hausarbeit, welche als unangenehm empfunden wird, möglichst gering zu halten. Diese Implikation wirft die Diskussion wiederum auf eine Rangordnung von Erwerbsarbeit vor Hausarbeit zurück, was bezüglich der Vereinbarkeit ansonsten eigentlich tunlichst vermieden wird. Zudem weist das Austauschmodell Mängel auf, indem gesellschaftliche Normen unberücksichtigt bleiben und automatisch von einem hohen Grad der Individualisierung ausgegangen wird (vgl. Peuckert 2008: 251).

Das strikte Kosten-Nutzen-Handeln ist für den Haushalt insofern nicht gültig, da es eher um Emotionen und Bedürfnisse geht, die völlig anderen Regeln ausgesetzt sind als in der Erwerbssphäre (vgl. Van der Lippe/ Peters 2007: 6). Dennoch können durch ökonomische Ansätze vor allem mögliche Reaktionen auf Rahmenbedingungen erahnt oder sogar vorausgesagt werden, was insbesondere zur „Bewertung politischer Handlungsmöglichkeiten“ wichtig ist (Ott in Behning 1997: 42). Insofern lassen sich mit einiger Gewissheit bestimmte Tendenzen im familiären Handeln erkennen, die als Grundlage zur Bewertung oder für die Erstellung von Prognosen nützlich sein können.

2.2 Die Entgrenzung von Arbeit, Familie und Freizeit

Einen essentiellen Trend des Modernisierungsprozesses stellt die Entgrenzung von verschiedenen Lebensbereichen dar, die sich in der Auflösung oder Verschiebung von Grenzziehungen äußern. Solche Vorgänge finden in allen Dimensionen des Sozialen statt, etwa bezüglich Geschlechts- und Rollenidentitäten, arbeitsrechtlichen Regulierungen oder Abgrenzungen von Schichten und Milieus statt. Sie zeichnen sich durch eine erhöhte Vernetzung und eine Vielzahl von Optionen, jedoch ebenso durch einen Anstieg des persönlichen Risikos aus. Auch der Zeitdruck und das Stresserleben in der schnelllebigen Moderne wird immer stärker. Inwiefern diese Vorgänge tatsächlich aktuell sind, und ob es sich lediglich um ein „willkommenes publizistisch ausbeutbares agenda

setting“ handelt, ist schwer zu beantworten (Gottschall/ Voß 2003: 11). Auch in diesem Fall ist wie beim familialen Wandel die Gefahr einer übertriebenen Negativprognose gegeben. Nicht zurückzuweisen ist hingegen das Faktum, dass sich eine Art von Wandel in nahezu allen Lebensbereichen vollzieht.

In der klassischen Soziologie beschäftigten sich viele Theoretiker mit Prozessen der Begrenzung, beispielsweise in Form von Steigerung, Spezialisierung und der Funktionalität von Differenzierung. Damit wurde die gesellschaftliche Fortentwicklung umschrieben, ein Grundmechanismus des Sozialen. Dieser Prozess wurde implizit als linear und irreversibel aufgefasst, da das Gegenteil in Form der Entgrenzung als Fehlentwicklung aufgefasst wurde. In der Moderne sehen sich solche Vorstellungen allerdings zunehmend in Frage gestellt (vgl. Gottschall/ Voß 2003: 12ff).

Im Bereich der Erwerbstätigkeit und der Arbeitsverhältnisse gibt die Entgrenzung eine leitende Tendenz vor und die zuvor relativ stabilen Grenzen öffnen sich für Flexibilität, räumliche Entgrenzung von Arbeit und Arbeitnehmern[1], technische Entgrenzung mit dem Fortschreiten der Technologie, Weiterbildung und Qualifikation sowie die Dynamisierung des rechtlichen und vertraglichen Rahmens der Arbeit (vgl. Gottschall/ Voß 2003: 16f). Das Normalarbeitsverhältnis in Form einer lebenslangen, sozialrechtlich abgesicherten Vollzeitbeschäftigung wird von verschiedenen Bewältigungsstrategien und von Modellen wie Teilzeitarbeit, befristete Verträge, Telearbeit oder Leiharbeit abgelöst (vgl. Brake 2003: 40ff).

Auch die Entwicklung der Beschäftigungsstruktur nach Qualifikation oder Geschlecht hat sich grundlegend verändert. Von Arbeitnehmern wird zunehmend erwartet, sich selbst unternehmerisch zu gestalten und gleichzeitig nicht direkt mit der Arbeit bezogene Qualitäten zu pflegen. Seitens der Unternehmen steht nicht mehr nur das fachliche Können im Vordergrund, sondern sogenannte „soft skills“ die mittlerweile in jeder Bewerbung zu finden sind (etwa Zuverlässigkeit,

[1] Aus Gründen der leichteren Lesbarkeit wird auf eine geschlechtsspezifische Differenzierung, wie z.B. Teilnehmer/Innen, verzichtet. Entsprechende Begriffe gelten im Sinne der Gleichbehandlung für beide Geschlechter.

Teamfähigkeit, Verantwortungsbewusstsein, Organisationsvermögen, Selbstständigkeit, soziale Kompetenz). Außerberufliche Erfahrungen und Weiterbildung können in der Arbeitswelt ebenso verwertet werden (vgl. Brake 2003: 60). Arbeit und Privatbereich überschneiden sich zunehmend, und auch die Zeit muss nicht immer rigoros auf beide Sphären aufgeteilt werden. Als „Multitasking" bezeichnet, kann man so beispielsweise von Zuhause arbeiten und gleichzeitig die Kinder beaufsichtigen (Treas/ Hilgeman in Van der Lippe/ Peters 2007: 94). Die Überschneidungen der Lebensbereiche sind jedoch nicht immer geplant und können dem Einzelnen so die Kontrolle über seine Organisationsvorstellungen entziehen[2].

Neben Arbeit und Familie wird bei Brake im Rahmen einer Untersuchung der Lebensqualität in den Vorstellungen junger Erwachsener ein dritter gleichwertiger Aspekt miteinbezogen, nämlich die Freizeit, die genauso der Modernisierung unterworfen ist. Während Freizeit früher vorrangig zur Regeneration von der Arbeit galt, wurde sie in jüngerer Zeit zu einem eigenständigen, wesentlich identitätsstiftenden Lebensbereich. Jedoch ist Freizeit nicht alle Zeit außerhalb der Erwerbsarbeit, denn die restliche Zeit, die man als „Obligationszeit" bezeichnen könnte, wird mit Haushaltsarbeiten, Einkäufen und Konsum, Behördengängen, Erledigungen, familiären Verpflichtungen, etc. verbracht (Brake 2003: 85). Die Aufwertung der Freizeit und die dadurch entstandene Erlebnisgesellschaft ist vor allem bei jungen, vergnügungssüchtigen Menschen von hohem Stellenwert. Man investiert Geld, Zeit, Aktivität und erwartet sich sofort einen Gegenwert (vgl. Brake 2003: 14).

Es ist vor allem der Erlebniswert verschiedener Alternativen, der im Mittelpunkt steht. Der Einzelne definiert sich nicht mehr vorrangig über die Arbeit, sondern findet seine Erfüllung immer mehr in der Freizeit, der im Zuge dieses Wandels auch ein exzessiver Industriezweig gewidmet wurde, der mittlerweile einen wichtigen Wirtschaftsfaktor darstellt. Der Konsum spielt eine wesentliche Rolle in der Selbstdarstellung und erschafft durch Exklusivität und Markenware neue

[2] Zu einer Übersicht der Entgrenzung von Arbeit und Leben nach Sozialdimensionen vgl. Brake 2003: 63

Abenteuer und Sehnsüchte. Momentan wird in Deutschland am meisten in Reisen und in das Auto investiert, doch auch andere Bereiche wie Extremsportarten oder neue Technologien und Internetphänomene werden immer beliebter. Insbesondere letzteres hat in den letzten Jahrzehnten angesichts der heutigen Normalität von Laptop, Internet, I-Pad und Handy eine rasante Entwicklung genommen (vgl. Brake 2003: 88ff).

Die neue Dynamik der Freizeit bringt auch erhebliche Auswirkungen auf Arbeit und Familie mit sich, denn sie droht alle anderen Lebensbereiche zu überschatten. Zudem werden ihre Regeln auch auf andere Bereiche übertragen: der aufgewertete Erlebnisfaktor beeinflusst wesentlich die Partnerwahl, die Berufswahl, die Frage nach Kind oder Kinderlosigkeit und das Konsumverhalten (vgl. Brake 2003: 23ff). In jedem Fall steht die individuelle Bedürfnisbefriedigung, das Heischen nach Selbstverwirklichung im Vordergrund. So wird zum Beispiel die Elternschaft zunächst als Sinnerfahrung angestrebt, was auch an dem hohen Erwartungsdruck liegt. In allen Bereichen unterzieht sich der Einzelne immer mehr einer ständigen Selbstbeobachtung und stellt seine Eigeninteressen allem voran (vgl. Brake 2003: 87).

In diesem Zusammenhang wurden maßgebliche Konzepte rund um die Schlagwörter „Risikogesellschaft“ (Ulrich Beck), „Multioptionsgesellschaft“ (Peter Groß) oder „Erlebnisgesellschaft“ (Gerhard Schulze) entwickelt. So bringt die fortschreitende Individualisierung zwar Entscheidungs- und Gestaltungsfreiheit, doch ist der Orientierungsprozess oft mit dem Gefühl der Überforderung verbunden. Die gleichzeitige Zunahme an institutionellen Regelungen und Strukturen kann eine Umsetzung der eigenen Wünsche und Vorstellungen erschweren (vgl. Brake 2003: 25ff).

Arbeit, Familie und Freizeit sind eine „aktiv individuell zu leistenden Aufgabe der (Neu-) Formierung, der aktiven Begrenzung, der bewussten Balance, des gezielten alltäglichen Managements“ (Gottschall/ Voß 2003: 19). Ihr Verhältnis ist nicht fixiert, sondern bedarf eines permanenten Aushandlungsprozesses, in dem eben auch neu aufgewertete Bereiche wie der Konsum eine wesentliche Rolle spielen. Die Entwicklung der erwähnten Lebensbereiche unterliegt einem fundamentalen

Wandel, der zahlreiche bisherige Annahmen über die Stabilität der Gesellschaft in Frage stellt. Moderne Phänomene der Schnelllebigkeit, wie etwa die Globalisierung, die Finanzkrise oder neue Arbeitsverhältnisse zwingen uns, unsere Möglichkeiten und Lebensentwürfe zu überdenken. Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie ergibt sich als Resultat des beschriebenen Modernisierungsprozesses.

3 Vereinbarkeit

Seit den Siebziger Jahren ist die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu einem dominanten Thema der feministischen Debatte geworden, welches sich in Folge auch in der Politik, den Medien und der Wirtschaft durchgesetzt hat. Nicht zuletzt hat sich auch jeder Einzelne mit der Frage der Vereinbarkeit in seinem eigenen Lebensentwurf auseinanderzusetzen. Unter dem Begriff Work-Family Balance, oft auch mit den Synonymen Vereinbarkeit, Work-Family Konflikt, Work-Family Fit oder der vor allem in Unternehmen gebräuchlichen Begrifflichkeit Work-Life Balance umschrieben, versteht man das ausgeglichene Verhältnis zwischen Arbeit und Privatleben. In der englischen Literatur findet sich in diesem Zusammenhang oft das Verb „to juggle“, was soviel wie jonglieren bedeutet und eine besondere Assoziation des Ausbalancierens und der damit verbundenen Anstrengung hervorruft. Im Groben werden meist nur zwei Bereiche der Vereinbarkeit unterscheiden, nämlich die Erwerbstätigkeit als bezahlte Produktionsarbeit und die Hausarbeit als unbezahlte Reproduktionsarbeit. Wenn eine gewisse Ausgewogenheit zwischen diesen beiden Bereichen besteht, sollte im Idealfall die Zufriedenheit und Lebensqualität in beiden Bereichen gesteigert werden. Vor allem der Stellenwert der Hausarbeit in Form von Betreuung, Pflege und Erziehung wird immer wieder diskutiert, oftmals mit dem Resultat „eines ist zu wenig, beides ist zu viel“ (Hardach-Pinke 1995: 14). Denn das familiäre

Engagement sollte nach gängiger Meinung in den modernen Gesellschaften nicht zu Lasten der Erwerbstätigkeit gehen.

Ein Kritikpunkt an der Vereinbarkeitsdebatte liegt darin, dass der Schwerpunkt der Diskussion meist zu sehr auf die Konflikte und Schwierigkeiten abzielt. So wird zum Beispiel oft von zeitlicher Belastung und Stress gesprochen, oder es taucht das Bild eines Jongleurs auf, der die verschiedenen Aspekte und Lebensbereiche ausbalancieren muss. Diese Ideen werden in der jüngeren Forschung zum Thema nicht nur als Angst einflößend, sondern schlichtweg als falsch betrachtet: „It is time to change the metaphor" (Halpern/ Murphy 2005: 3). Im Gegenteil können multiple Rollen sowohl für Männer als auch für Frauen durchaus von Vorteil sein und zu mehr Zufriedenheit führen: „Je mehr Rollen ein Mensch ausübt, desto geschützter ist er" (Peuckert 2008: 243). In diesem Zusammenhang wird auch von dem „time pressure happiness paradox" gesprochen, welches besagt, dass mehr Zeitstress auch zu mehr Teilnahme und dem Ausbau von Fähigkeiten und der eigenen Leistung führt (vgl. Van der Lippe/ Peters 2007: 4). Anstatt alle Energien in nur einen Lebensbereich zu investieren, ist es demnach sinnvoll, sich in verschiedenen Feldern zu engagieren und somit zu einem ausgeglicheneren Lebensstil zu finden. Denn sollte es in einem Bereich negative Auswirkungen geben, fällt man auf ein Netzwerk anderer Faktoren zurück, die genauso Bestätigung und Rückhalt geben können. Dennoch ist dies mitunter eine zu einfache Lösung für ein komplexes Problem. Multiple Rollenanforderungen sind zwar gut für das Selbstkonzept, doch das wirkliche Problem scheint eher in den Strukturen der weiblichen Biographie zu liegen (vgl. Oster/ Nieberg in Ernst 2005: 184).

Aktuell wird behauptet, beide Sphären ließen sich ohne Einschränkungen der Lebensqualität bzw. einzelner Lebensbereiche verwirklichen (vgl. Tazi-Preve 2009: 63f). Obwohl zahlreiche Menschen der Meinung sind, beide Lebensbereiche wären gleich wichtig und dies durch das Schlagwort der Work-Family Balance auch immer wieder suggeriert wird, so kann dies jedoch lediglich als eine theoretische Wunschvorstellung gelten. Denn faktisch wird der Öffentlichkeit und dem Erwerbsleben mehr Prestige, Macht und Wichtigkeit

zugemessen als dem Privaten. Insofern ist es kaum zielführend, im Zuge der Gleichstellung von Mann und Frau auch die Gleichwertigkeit von Haus- und Erwerbsarbeit zu fordern, wenn faktisch einfach nicht die Umstände bestehen, um dies herbeizuführen: „Since political life is identified with public life, the relegation of caring to private life means that it is beyond (or beneath) political concern“ (Tronto 1993: 96).

Die Vereinbarkeit von Erwerbs- und Familienleben gestaltet sich nicht zuletzt deswegen so schwierig, weil die beiden Sphären nach grundsätzlich unterschiedlichen Mustern arbeiten und auch bewertet werden. In der Marktwirtschaft herrscht Wettbewerb vor, alles richtet sich nach der simplen Gewinnfrage von Kosten und Nutzen. Während hier vor allem Flexibilität gefragt ist, so braucht es für ein erfolgreiches Familienleben ganz andere Werte wie emotionale Zuwendung, Stabilität und Unterstützung, die nicht auf Marktprinzipien beruhen (vgl. Tazi-Preve 2009: 62). Tazi-Preve nennt die Diskussion um Work-Family Balance eine „Vereinbarkeitslüge“, da sich die beiden Systeme Familie und Beruf gegenseitig ausschließen:

> *„Denn in jüngster Zeit beginnt sich […] die Vereinbarkeit von Beruf und Familie als gesellschaftliche Norm zu etablieren. In der Realität bedeutet dies allerdings, sich permanent in einem Spannungsfeld zweier Systeme zu bewegen, die einander durch die historisch gewachsene Dichotomie von Privatheit und Öffentlichkeit ausschließen. Dementsprechend funktionieren sie nach gänzlich konträren Logiken: Das Familienleben hier und das Berufsleben dort - gefragt sind hier Stabilität, dort Flexibilität, hier Emotionalität, dort Kosten-Nutzen-Prinzip, hier Empathie, dort Konkurrenz. Alles was hier das System trägt, bringt es dort zum Scheitern“* (Tazi-Preve/ Rille-Pfeiffer/ Kapella 2007).

Auch hinsichtlich des Prestiges und der Würdigung der beiden Sphären ist eine deutliche Hierarchie zu erkennen, die das Erwerbsleben stets über die Hausarbeit stellt. Obwohl wir es hier mit einer „komplementären Arbeitsteilung“ (Bauböck 1991: 25) zu tun haben, die sich wechselseitig ergänzen sollte, spielen die tief in

der Gesellschaft verankerten Wertvorstellungen sowie die Herrschaftsverhältnisse eine wesentliche Rolle: „Über die Relevanzkriterien jedoch […] befinden nicht in erster Linie diejenigen, die sie verrichten oder brauchen, sondern jene, welche die Machtmittel haben, aus ihnen Gewinn zu ziehen“ (Becker-Schmidt in Aulenbacher/ Wetterer 2009: 15).

3.1 Erwerbsarbeit

Wenn wir im Zusammenhang mit Work-Family Balance von Arbeit sprechen, so sind damit meist die Erwerbstätigkeit und das Berufsleben gemeint, wie es sich in der modernen Gesellschaft etabliert hat. So assoziieren wir mit Arbeit vorrangig Selbsterhaltung und auch Selbstbestätigung, jedoch in mancher Hinsicht auch mit Mühsal und Zwang und in den meisten Fällen dient sie als simples Mittel zur Existenzsicherung (vgl. Becker-Schmidt in Aulenbacher/ Wetterer 2009: 14). Die Arbeit basiert im Wesentlichen auf der Beziehung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, mit dem Staat als Regulator. Diese Akteursgruppen sind in eine spezifische Befehlshierarchie eingebunden, denn im Zuge des immer reibungsloseren Funktionierens des Arbeitskreislaufes wurden die Regelungen zunehmend formalisiert und bürokratisiert. Die Arbeit, welche in diesem Rahmen verrichtet wird, zielt vor allem auf Produktivität und die Schaffung eines Gebrauchswerts ab. In weiterer Folge hängt Arbeit von Konsum und Distribution ab, was bedeutet, dass seitens aller Beteiligten eine starke Markt- und Erwerbsorientierung vorherrscht. Im Grunde läuft der Arbeitsbetrieb auf das Stichwort des Wettbewerbs hinaus, dessen Bedeutung im Zuge der Industrialisierung und in modernen Zeiten mit der Globalisierung eine nochmals neue Dynamik erhalten hat.

Soziologisch gesehen versteht man unter Arbeit „Aktivitäten in Bezug auf gesellschaftliche Arbeitsteilung“ (Bauböck 1991: 12), was nicht unbedingt auf die rein ökonomische Seite der Arbeit abzielt, sondern mitunter die Hausarbeit mit

einschließt. Die Gesellschaft umfasst viel mehr Gruppen als nur Menschen im erwerbsfähigen Alter, in vielen Debatten aber wird die Erwerbstätigkeit jedoch oft als Ziel aller Dinge angepriesen, während jeder andere Lebensentwurf außerhalb der Norm zu liegen scheint. Nicht Erwerbstätigen wird demnach oft das Stigma des Sozialschmarotzers oder der Verrichtung wertloser, weil nicht entlohnter Arbeit auferlegt. Es gibt jedoch außerhalb der Erwerbssphäre zahlreiche weitere Gebiete, die zum gesellschaftlichen Zusammenhalt durch Arbeit erhalten werden müssen, wie etwa „die kurativen, unterstützenden und regenerativen Tätigkeiten" (Becker-Schmidt in Aulenbacher/ Wetterer 2009: 14), durch die ja auch die Erholung und der Erhalt der arbeitenden Bevölkerung gewährleistet werden.

Der Soziologie wurde des Öfteren vorgeworfen, sie würde zwar Arbeit im Sinne von Erwerbs- und Hausarbeit definieren, aber letztere in der ausführlichen Diskussion meist wieder ausblenden. Die Arbeitssoziologie legt ihren Schwerpunkt eher auf bezahlte Arbeit, somit stehen vor allem Themen wie die zunehmende Erwerbstätigkeit der Frauen im Vordergrund, während die Hausarbeit, wenn überhaupt, nur im Zusammenhang mit ihrer Vereinbarkeit mit dem Beruf thematisiert wird. Hausarbeit wird demnach nur in ihrer Beziehung zur Erwerbsarbeit definiert. Selbst wenn sie in die Definition miteinbezogen wird, findet sie in der Umsetzung und Operationalisierung keinen Platz mehr. Tatsächlich sei die Hausarbeit von der Arbeitssoziologie größtenteils ignoriert worden, sodass sie bis heute weitgehend „Terra incognita" ist (vgl. Geissler in Aulenbacher/ Wetterer 2009: 212f, Eichler/ Matthews in Ernst 2005: 17/30).

Die mehrfache Bedeutung des Arbeitsbegriffes und der damit einhergehenden Inklusion von Hausarbeit wird in modernen Gesellschaften in eher geringem Maße dadurch gewürdigt, dass es im Erwerbsleben wie auch in der Politik einen Trend zur Fokussierung auf die Lebensqualität und Vereinbarkeit gibt (vgl. Tazi-Preve 2009: 67). Oft scheint dies jedoch eher ein reines Lippenbekenntnis zu sein, um den Vorstellungen der Arbeitnehmer und der Politik zu entsprechen und auf den Work-Family Balance-Zug aufzuspringen. Der Anstoß erfolgt meist durch „gutgemeinte PR-Programme zum Ausloben und feierlichen Zelebrieren besonders familienfreundlicher Betriebe" (Naegele 1997: 15). Dadurch zeigt die

Arbeitswelt seitens der Arbeitgeber nicht nur ihren guten Willen, sondern nutzt auch die Eigenwerbung sowie die Kommerzialisierung der zahlreichen mit Work-Family Balance assoziierten Bereiche für sich, indem durch Beratung neue Geschäftszweige erschaffen werden, die sich mühelos in die Struktur der Kosten-Nutzen-Rechnung eingliedern (vgl. Tazi-Preve 2009: 75). Weniger pessimistisch gesehen ist der Zustand der Work-Family Balance jedoch aus unternehmerischer Sicht auch deswegen erstrebenswert, weil durch den Ausgleich im Privatleben der Stress am Arbeitsplatz reduziert und die Zufriedenheit der Mitarbeiter gesteigert werden können, sodass das Unternehmen von erhöhter Arbeitsleistung profitieren kann.

Vor allem die industrialisierte, kapitalistische Arbeitswelt der Moderne ist von Fortschrittsdenken, Profitmaximierung und Effizienz geprägt. Man könnte somit behaupten, das Wirtschaftssystem baue „auf dem ökonomischen Grundsatz der Ausblendung der reproduktiven Arbeit aus der Sphäre der Produktion auf“ (Tazi-Preve 2009: 69). Auch für den Arbeitnehmer ist dies in Zeiten der Globalisierung mehr als deutlich, denn Arbeitgeber fordern seitens ihrer Angestellten Eigenschaften wie Flexibilität und erhöhte Mobilität. Die dadurch immer mehr verbreitete Individualisierung führt nicht nur zu scheinbar mehr Optionen und Möglichkeiten, sondern auch zu Risiken und großer Verunsicherung, denn am Arbeitsmarkt wird der Wettbewerb zunehmend verschärft. Der Druck auf den Erwerbstätigen wächst zusehends und die Verantwortung für karrierebewusste Menschen steigt stetig an. Durch die wachsende Konkurrenz fühlen sich Mitarbeiter oft gezwungen, länger und härter zu arbeiten um ihre Jobsicherheit zu bewahren. Es ist längst nicht mehr ungewöhnlich, 24 Stunden am Tag allzeit bereit zu sein; durch fortschreitende Technologie kann man seine Arbeit quasi überall, also auch zu Hause und im Urlaub, erledigen. Während es früher durchaus üblich war, sein gesamtes Erwerbsleben lang denselben Beruf auszuüben, so ist die moderne Erwerbsbiographie zunehmend von Umbrüchen und Veränderungen geprägt. Der Job wird deutlich häufiger gewechselt und Investitionen in stetige Weiterbildung werden immer essentieller. Interessanterweise scheint diese Entwicklung jedoch keine langfristige Änderung in den Einstellungen der Männer

zur Erwerbsarbeit als stabilen Faktor des eigenen Lebenslaufs zu bewirken. Mehrere Studien belegen, dass sich Männer selbst dann noch vorrangig über den Beruf definieren, wenn ihre Erwerbsbiographie sehr fragmentiert ist. Das Identitätskonzept des Mannes wird demnach immer noch über den Beruf gedacht, während die Familie nachrangig erscheint (vgl. Scholz in Aulenbacher/ Wetterer 2009: 83ff). Dies lässt sich dadurch erklären, dass Männer, ebenso wie Frauen, in die geschlechterspezifische Arbeitsteilung eingespannt sind. Mit der Frau im Haushalt kam den Männern die Aufgabe zu, die Familie vor allem finanziell zu erhalten und materiell zu versorgen.

Obwohl der Beruf noch immer einen zentralen Aspekt in der Selbstdefinition des Mannes darstellt, vollzogen sich durchaus wesentliche Veränderungen in den Einstellungen. Es sprechen sich wesentlich mehr Männer als noch vor einigen Jahrzehnten für Gleichberechtigung und für die Beteiligung von Männern im Haushalt und bei der Kindererziehung aus. Immer wieder wird auch in den Medien das neue Männer- und Vaterbild aufgegriffen, etwa wenn vom Trend zur Metrosexualität, die den Männern erlaubt ihre feminine Seite zu zeigen, die Rede ist. Da die vorhandenen Einstellungen jedoch selten in die tatsächliche Lebensgestaltung aktiv einbezogen werden, kann man eher von einer „verbalen Aufgeschlossenheit bei weitgehender Verhaltensstarre“ ausgehen (Peuckert 2008: 260).

3.2 Familie und Hausarbeit

Beschäftigt man sich mit der Stellung der Familie im Bezug auf Hausarbeit und Fürsorge, so muss man berücksichtigen, dass sich in den letzten Jahren in modernen Gesellschaften die weitgehende Akzeptanz eines neuen Frauenbildes durchgesetzt hat, wie es nur wenige Jahrzehnte zuvor völlig undenkbar gewesen wäre. Die zunehmende Erwerbstätigkeit der Frauen ermöglichte ihnen soziale und ökonomische Selbstständigkeit sowie den Zugang zu essentiellen Bürgerrechten.

Somit wurde in vielen gesellschaftlichen Teilgebieten für die rechtliche und politische Gleichstellung von Männern und Frauen plädiert, sodass sich eine Annäherung der Frauen an zuvor nur dem Mann zugänglichen Privilegien vollzog. Im Hinblick auf Work-Family Balance blieb es dennoch in modernen Gesellschaften üblich, die Haushaltstätigkeiten und Kinderbetreuung den Frauen zu überlassen. Diesem Bereich als Gegenpol zur Erwerbsarbeit wollen wir uns im Folgenden ausführlicher widmen.

Während im Vergleich der beiden Sphären meist nur die Industrialisierung der Erwerbsarbeit und deren Einfluss auf die Privatsphäre thematisiert werden, vollzog sich auch im Bereich der Hausarbeit eine nicht unwesentliche Entwicklung. Zum einen wurden Haushalte mit elektrischen Geräten ausgestattet, die den Alltag wesentlich erleichtern. Waschmaschine, Kühlschrank, Geschirrspüler und Co. zählen erst seit einigen Jahrzehnten zum üblichen Haushaltsbestand. Auch neue Nahrungsmittel sowie der Vormarsch der Gastronomie schufen veränderte Strukturen, wie sie noch in den Sechziger Jahren völlig undenkbar gewesen wären (vgl. Meyer in Behning 1997: 191ff).

Die Hausarbeit und Fürsorge in der Familie stellt ein Gebiet dar, welches im Gegensatz zum öffentlichen (Erwerbs-)Leben steht und demnach als eher klein und privat gesehen wird, da sie sich vorrangig auf die Privatsphäre und auf Beziehungen beschränkt und damit grundsätzlich außerhalb der männlichen Machtstruktur steht. Ihr Einfluss bleibt relativ gering und meist sekundär. Zudem wird diese Form von Arbeit unentgeltlich und ohne wesentliches Prestige verrichtet, sie erfolgt sozusagen automatisch und im Hintergrund. Aufgrund der Assoziation all der im Haushalt verrichteten Tätigkeiten mit Frauen wird auch Work-Family Balance meist als ein „Frauenproblem“ diskutiert. Bei Männern stehen in diesem Zusammenhang hingegen eher gesundheitliche Anliegen im Vordergrund, wie etwa berufsbedingtes Burnout, während die Familie offenbar ein weniger dringliches Thema ist (vgl. Buchmayr/ Neissl 2006: 5). Im Gegensatz zur starken Veränderung der Frauenrolle in den letzten Jahrzehnten hat sich die Männerrolle in ihren Grundfesten kaum verändert und wurde wesentlich weniger herausgefordert und diskutiert.

Obwohl sie in der Öffentlichkeit rege diskutiert wird, erfährt jedoch Hausarbeit noch lange nicht die Wertschätzung, die sie eigentlich verdienen sollte. Schon bei Karl Marx zählt als Arbeit nur die produktive Erwerbsarbeit, während Hausarbeit ausgeblendet wird und somit auch in der Diskussion unberücksichtigt bleibt. Durch das Schweigen zur Hausarbeit als wesentlichem Gegenpol zur Erwerbsarbeit, fand lange Zeit und findet teilweise auch heute noch eine „Ausbeutung der Hausarbeit" statt, die „im ökonomischen System des Kapitalismus strukturell angelegt" ist und so auch das Herrschaftsverhältnis der Männer über die Frauen mitbegründet (Bauböck 1991: 111). Frauen sind aufgrund dieser Spaltung der Sphären grundsätzlich einer Doppelbelastung ausgesetzt, die den Männern nicht in gleichem Maße widerfährt. Anders formuliert könnte man auch behaupten, dass sowohl an Männer als auch an Frauen die gleichen Erwartungen gestellt werden und dass lediglich ihre Reaktion den Unterschied herstelle (vgl. Van der Lippe/ Peters 2007: 6).

Die öffentliche Work-Family Debatte weist darauf hin, dass es zunächst vor allem um die Eingliederung von Frauen in den Arbeitsmarkt geht. In diesem einseitigen Ansatz besteht jedoch die Gefahr, dass „emanzipatorische Potentiale auf ökonomische Teilhabe reduziert" (Böllert/ Oelkers 2010: 109) werden. Als Grund der Ausgrenzung und Benachteiligung am Arbeitsmarkt wird vorrangig die Kinderbetreuung unmittelbar nach der Geburt genannt. Tatsächlich wird die Arbeit der Kindererziehung in modernen Zeiten fast schon als Bürde empfunden, ja manchmal scheint es sogar, als wären Kinder ein Hindernis, welches Frauen vom höchsten Ziel – nämlich der Erwerbstätigkeit – abhält. In einem Sammelband zur Situation von Wissenschafterinnen an österreichischen Universitäten heißt es etwa, dass „Unterbrechungen bzw. zeitliche Einschränkungen […] dabei ganz deutlich als Wettbewerbsnachteil im Zuge der Karriereentwicklung sichtbar" wären, „was sich […] benachteiligend auswirkt" (Buchmayr/ Neissl 2006: 5). In Folge wird zudem eine Studie zitiert, nach der die Familie für Männer eher als Ressource gesehen wird, von Frauen jedoch eher als Barriere. Durch einen solchen Blickwinkel wird die Erziehungsarbeit zunehmend abgewertet, während die Karriere als erfüllend, identitätsstiftend und prestigeträchtig gilt, ein weiters

Indiz der zunehmenden Individualisierung in modernen Gesellschaften. Was einerseits als Emanzipation verstanden werden kann, geht andererseits mit einer erneuten Abwertung der häuslichen Arbeit einher. Genauso lässt sich die Schaffung von Kinderbetreuungseinrichtungen einerseits als Entlastung verstehen, während sie andererseits als Mittel zum „wegorganisieren" von Kindern gesehen werden kann (vgl. Hardach-Pinke 1995: 62).

Generell scheint in der Vereinbarkeitsdiskussion der Fehler darin zu liegen, dass sich der ideale Lebenslauf am männlichen Modell, welches Erwerbszentriertheit propagiert, orientiert, jedoch die Frauen und ihre „Sphäre" ausgegrenzt werden. Somit wird stets einem falschen Ideal nachgehangen: „Wenn sich Frauen […] noch weiter dem männlichen Lebensentwurf anpassen, wird der Dominanz der Erwerbssphäre bald kaum noch etwas entgegengesetzt" (Hardach-Pinke 1995: 64). Diese Problematik wurde auch in der feministischen Literatur immer wieder aufgegriffen, etwa im Rahmen der „sameness/difference" Debatte, welche vor allem die rechtliche Situation der Frauen zum Thema hat. So wird darauf hingewiesen, dass das Wertesystem der Gesellschaft auf männliche Bedürfnisse abgestimmt ist und somit Frauen einer Orientierung am männlichen Ideal unterworfen sind. Die Norm, etwa beim Begriff des „Arbeiters", ist stets männlich definiert, während die speziellen Bedürfnisse von Frauen lange unberücksichtigt blieben. Selbst wenn eine weibliche Perspektive einbezogen wird, so ist dies immer irgendwie ungewöhnlich und neu; Männer hingegen werden automatisch in das System eingegliedert (vgl. Evans 1995: 143ff).

Genau darin liegt das Dilemma der Gleichheitsmodelle: egal welche Perspektive vertreten wird, sie scheint für Frauen jeweils gewisse Nachteile nach sich zu ziehen: „Entweder werden Frauen wie Männer behandelt, oder man geht von geschlechtlichen Unterschieden (gender differences) aus" (Behning 1997: 83). Im ersten Fall lässt sich die allgemeine Vernachlässigung und Abwertung der häuslichen Sphäre rechtfertigen, im zweiten Fall werden Frauen ihren traditionellen Rollenbildern zugewiesen. Viel wichtiger als eine Entscheidung für eines dieser Modelle ist die Forderung nach individueller Selbstbestimmung und Autonomie, die den Weg für verschiedene Lösungen ebnen sollte, was sich bei

der ständigen Präsenz etablierter Geschlechterrollen einigermaßen schwierig gestalten wird.

3.2.1 Fürsorge

Was meist als „Hausarbeit“ bezeichnet wird, gestaltet sich jedoch im Wesentlichen viel komplexer. Zur familiären Sphäre zählt nicht nur das unentgeltliche Verrichten alltäglicher Haushaltstätigkeiten, sondern auch die Betreuung und Hilfeleistung für andere Familienmitglieder, also von Kindern oder pflegebedürftigen Menschen. Unter Hausarbeit versteht man demnach Aktivitäten, „die der Befriedigung der physischen, kulturellen und sozialen Bedürfnisse der Haushaltsmitglieder und der organisatorischen Gewährleistung ihres Zusammenlebens dienen“ (Geissler in Aulenbacher/ Wetterer 2009: 213). Hausarbeit gestaltet sich also einerseits sachbezogen, wenn es etwa um Putzen, Kochen, Waschen oder Einkaufen geht, und andererseits personenbezogen, wenn es um die Betreuung von Kindern, dem Ehepartner und älteren Menschen geht. Jedoch umfasst Hausarbeit nach Peuckert neben den genannten „klassischen“ Bereichen auch anderer Aspekte wie Emotionsarbeit und die Aufrechterhaltung von Kontakten zu Bekannten und Verwandten. Besonders die letzten beiden Aspekte verdienen Aufmerksamkeit, denn sie werden erstaunlicherweise in vielen Texten zum Thema Work-Family Balance überhaupt nicht erwähnt, wohl auch deswegen weil der Arbeitsaufwand auf diesem Gebiet sehr schwer empirisch zu erfassen ist (vgl. Peuckert 2008: 247).

Die zwei wichtigsten Dimensionen der Hausarbeit lassen sich als Handhabung und Interaktion beschreiben. Besonders die kommunikative Qualität ist von Bedeutung, denn der starke Personenbezug zeichnet sich durch eine selbstlose Fürsorgetätigkeit aus, die den Marktprinzipien der Erwerbssphäre diametral entgegengesetzt ist. Es handelt sich somit um eine ökonomisch irrationale Form von Arbeit (vgl. Geissler in Aulenbacher/ Wetterer 2009: 214ff).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Verantwortung für das Funktionieren des familiären Zusammenlebens sowie die Konfliktlösung und Koordination des Alltags meist Frauensache ist (vgl. Peuckert 2008: 261). Das Arbeiten im Haushalt wird außerdem nicht durch Qualifikation im Sinne formaler Bildung bewältigt, sondern ist durch Sozialisation und Alltagswissen bedingt; es „folgt habitualisierten Praktiken, Routinen und Ritualen“ (Geissler in Aulenbacher/ Wetterer 2009: 212). Ein weiteres Merkmal ist die zeitliche Unbegrenztheit der Tätigkeit, denn Hausarbeit und Fürsorge bedeuten eine ständige Verfügbarkeit der Hausarbeit leistenden Person.

Während Kinderbetreuung in der öffentlichen Diskussion das vorrangige Thema zur Vereinbarkeit darstellt, tauchte in letzter Zeit vor allem der Bereich der Fürsorge in aktuellen Diskussionen zur Sozialpolitik immer wieder auf und führt auf neue Dimensionen der Vereinbarkeit hin. Bei der Erforschung von Familien und Fürsorge widmete sich auch die Statistik Austria im Jahr 2002 einer Erhebung zum Thema Haushaltsführung, Kinderbetreuung und Pflege (vgl. Homepage Statistik Austria).

Feststellbar ist zunächst, dass keine grundlegenden Veränderungen in der Aufteilung der zu bewältigenden Aufgaben zu sehen sind, dass sich jedoch vor allem bei jungen Paaren eine eher egalitäre Haushaltsführung durchsetzt. Der Anteil der Personen, die pflegebedürftige Menschen betreuen, wird auf 423.900 geschätzt, wobei es sich in den meisten Fällen um nahe Verwandte wie (Schwieger-) Eltern oder den (Ehe-) Partner handelt, die meist auch im selben Haushalt leben. Die Hälfte aller Fürsorge leistenden Personen ist über 55 Jahre alt. Die Gründe für Teilzeitarbeit liegen bei Frauen vor allem in ihrer Fürsorgearbeit begründet, während Männer in Teilzeit häufig gesundheitliche Probleme oder Weiterbildung als Gründe dafür anführen. Die Studie widmet sich explizit der Bedeutung der unbezahlten Hausarbeit und dem damit verbundenen Zeitaufwand, was auf ein gestiegenes Bewusstsein seitens der Öffentlichkeit und der Politik hinweist.

Theoretisch wurden die Überlegungen zur Fürsorge bisher vorrangig in Großbritannien und den USA behandelt. Im Gegensatz dazu wurden bisher in

anderen europäischen Staaten politisch vor allem zwei Themenkreise hervorgehoben, nämlich der Ausbau von Kinderbetreuungseinrichtungen bzw. die Zeit nach der Geburt und die Ermutigung zur Frauenerwerbstätigkeit. Doch die familienpolitische Diskussion auf der Schaffung von Angeboten und Institutionen beruhen zu lassen, würde deutlich zu kurz greifen, da ergänzend auch zeitliche Flexibilität und arbeitsmarktpolitische Umstände sowie Geschlechterzuschreibungen aufgegriffen werden müssen (vgl. Böllert/ Oelkers 2010: 99). Anstatt der „alten Vereinbarkeitsproblematik“ (Naegele 1997: 6), die sich vorrangig auf die Zusammenführung von Erwerbstätigkeit und Familie in der frühen Lebensphase, also in der Phase der Kindererziehung, konzentriert, wird nun von einem erweiterten Begriff der Fürsorge ausgegangen, der in gleichem Maße die Betreuung und Hilfe für ältere Angehörige umfasst, denn vor allem für diese Probleme gilt es in den modernen Gesellschaften nach Lösungen zu suchen. Bei der Festlegung des politischen Handlungsbedarfes, der bisher den Schwerpunkt auf die Kindererziehung legte, wird an der Schnittstelle der Fürsorge angesetzt, da hier ebenfalls markante Beeinflussungen der Erwerbstätigkeit und Lebensqualität stattfinden.

Zunächst ist die Dringlichkeit dieser Problematik demographisch bedingt, denn je länger sich modere Gesellschaften mit permanenter Überalterung konfrontiert sehen, desto höher wird der Bedarf an Altenpflege. Da mehrere Generationen nebeneinander leben, sehen sich viele Menschen gleichzeitig mit der Fürsorge der Kinder und der älter werdenden Eltern konfrontiert. Diese Tätigkeiten werden zumeist innerhalb der Familie und zum Großteil von Frauen verrichtet, sie sind also ein fast unausweichlicher Bestandteil der weiblichen Biographie. Dadurch wird mehr als deutlich, dass das Modell des autonomen Haushalts und die damit einhergehende umfassende Fürsorge durch die Familie in Zukunft nicht dauerhaft aufrechterhalten werden kann.

Die Parallelen zur Kindererziehung sind deutlich: auch bei der Altenbetreuung kann es je nach Dringlichkeit zur Einschränkung oder gar Aufgabe der Berufstätigkeit kommen. Die Belastungsdauer ist hingegen weniger voraussehbar als bei Kindern, und auch das Aufkommen von Krisensituationen ist hier deutlich

häufiger. Zudem kommt es im Zuge der Pflege von Angehörigen zu zahlreichen Belastungsarten psychischer und organisatorischer Natur. Privat kann die Situation etwa zu Gewissensbissen, Einschränkungen der restlichen Lebensbereiche oder dem Verlust sozialer Kontakte einhergehen. Auf der beruflichen Seite resultieren zum Beispiel nachlassendes Leistungsvermögen, unvorhergesehenes Fehlen, verringerte Karrierechancen und der Druck, den Arbeitsansprüchen genügen zu können. Auf der anderen Seite kann die Arbeit in manchen Fällen auch als Refugium dienen (vgl. Naegele 1997: 12ff).

Interessanterweise ist die Fürsorge, einer der wichtigsten Bestandteile des täglichen Lebens, seitens der Politik, der Unternehmen und der Gewerkschaften trotzdem ein wenig behandeltes Thema. Die mangelnde Umsetzung von bedeutenden Maßnahmen auf diesem Gebiet lässt sich auf mehrere Faktoren zurückführen. Zunächst fühlen sich die Betroffenen, also die Pflegeleistenden, nicht angesprochen oder versuchen ihre prekäre Lage arbeitsplatzbedingt zu verheimlichen. Die Vereinbarkeit von Beruf, Leben und Fürsorge wird meist als Privatsache angesehen, die es individuell zu regeln gilt. Auch ist die Thematik der Pflegeleistung im Gegensatz zum positiven Ereignis der Kindererziehung eher negativ konnotiert (vgl. Naegele 1997: 18).

Da Hausarbeit und Fürsorge grundsätzlich in der Privatsphäre und im Haushalt verankert sind, müssen Politik und Öffentlichkeit nur dann eingreifen, wenn sie nicht ausreichend bereitgestellt wird oder Mängel auftreten. Die Erwartungshaltung, dass es die Aufgabe der Frau ist, neben ihrem Ehemann auch die Kinder und Älteren zu versorgen, stellt für Frauen eine enorme Belastung dar. Somit werden Probleme in diesem Bereich auch eher individuell zugeschrieben denn als soziales Problem erachtet, und die zur Verfügung stehenden entlastenden Institutionen übernehmen lediglich einen Bruchteil der zu erbringenden Leistung (vgl. Tronto 1993: 120, Bauböck 1991: 80).

4 Historische Entwicklung der beiden Sphären

Nachdem die beiden Sphären der Erwerbs- und Hausarbeit und ihre spezifischen Merkmale eingehend besprochen wurden, soll nun ihr Verhältnis zueinander diskutiert werden, welches in hohem Ausmaß sozialhistorisch geprägt ist. Denn die selbstverständlichen Zuschreibungen und Geschlechterrollen, die uns heute begegnen, sind das Ergebnis eines langen Prozesses von Entwicklungen. Ein Rückblick und die Darstellung der Aspekte, welche Problemstellungen wie eben jene der Work-Family Balance hervorgerufen haben, kann hilfreich sein, ein tieferes Verständnis für die involvierten Begrifflichkeiten und für bestimmte Stereotypen zu erhalten.

Während früher eine familiär strukturierte „Ökonomie des ganzen Hauses" vorherrschte, bei der sowohl Erwerbs- als auch Hausarbeit unter einem Dach vereint waren, ergab sich im 17. Jahrhundert eine Geschlechterordnung, nach der Frauen und Männer für unterschiedliche Aufgaben geeignet seien. Im 18. Jahrhundert wurden durch die Französische Revolution die allgemeinen Bürgerrechte verbreitet, die den Frauen jedoch erst sehr viel später verliehen wurden. Die Trennung der Sphären wurde in ihren Anfängen auch theoretisch untermauert, indem Frauen eine besondere Begabung für die häusliche Sphäre zugeschrieben wurde, während Männer im öffentlichen Leben ihre Berufung fanden. Somit wurde darauf geachtet, die Trennung von Öffentlich und Privat als möglichst „natürlich" darzustellen und so zu legitimieren, was auch seitens der Wissenschaft umfangreich betrieben wurde. Die Medizin rechtfertigte die Polarisierung durch biologische Argumente, und sogar seitens der Psychologie wurden auf einmal der Charakter und das Wesen der Frau als grundsätzlich minderwertig beschrieben. Frauen wurden als defizitär betrachtet, während Männern die Verfügungsgewalt über ihre Ehefrau fast uneingeschränkt zugestanden wurde. Doch die Stellung der Frau war keinesfalls von Beginn an schlecht, denn bezeichnenderweise hatte die Frau in der bürgerlichen Gesellschaft eine schlechtere Stellung als in der traditionalen Gesellschaft, wo sie immerhin noch ökonomische und öffentliche Funktionen innehatte, die sich aufgrund der

Beschaffenheit des „ganzen Hauses“ oder durch den Familienbetrieb ergaben. Erst im Bürgertum und mit der vollständigen Trennung der Sphären wurde die Frau nur mehr als Hausfrau und Kinderbetreuerin definiert. Obwohl der Frau Rationalität und Vernunftbegabung abgesprochen wurden, so wies man ihr eine moralische Überlegenheit zu, die komplementär zu den Eigenschaften des Mannes wirkt. Auch diese Vorstellung diente der Legitimation der Herrschaftsverhältnisse.

Im 19. Jahrhundert schließlich ergab sich mit dem Einsetzen der Industrialisierung und dem Aufkommen neuer Erwerbsformen eine noch striktere Trennung der beiden Sphären. Die Erwerbsarbeit sah sich alsbald vollständig der ökonomischen Marktlogik ausgesetzt und den Interessen des Staates unterworfen. Damit fand gleichermaßen eine Aufwertung der Produktion im Zuge der Möglichkeiten der Industrialisierung statt, während die Reproduktion, zu deren Bereich „die Herstellung, Sicherung und Versorgung des gesamten menschlichen Lebens“ (Tazi-Preve 2009: 59) zählt, zunehmend in den privaten und somit persönlichen Bereich zugerechnet wurde. Frauen wurde zudem lange Zeit der Zugang zu vielen öffentlichen Domänen und Positionen verwehrt. Die Kernfamilie wurde zur dominanten Familienform und die zuvor vorherrschende Vernunftehe entwickelte sich zur Liebesehe, da die Eheschließung nun nicht mehr so stark wie früher von Besitz oder verwandtschaftlichen Umständen beeinflusst war. Zudem wurde auch in den Medien und der Konsumkultur nach und nach die romantische Liebe als Ideal gepriesen (vgl. Tazi-Preve 2009: 59, Buchmayr/ Neissl 2006: 84, Becker-Schmidt in Aulenbacher/ Wetterer 2009: 18ff, Burkart 2008: 129ff).

Obwohl der Vorgang der Ausgrenzung der Frauen mit einer gewissen Systematik geschah, kann man nicht ohne weiteres behaupten, dass auch heute noch eine männliche Herrschaft den weiblichen Teil der Bevölkerung zu unterjochen versucht: „Die Unterdrückung der Frauen in den Familien, die spezifische Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern […] kann nicht als Ausfluß einer spezifischen patriarchalischen *Ideologie* verstanden werden“ (Bauböck 1991: 97). Oftmals sind Männer nämlich gleichermaßen in die Vorgaben des Systems eingespannt, können sich nicht ohne weiteres von den üblichen Mustern lösen und

haben oft keine Wahl zwischen Erwerbsarbeit und Hausarbeit, weil sie die Familie finanziell erhalten müssen. Somit stellt Karriere oftmals eine höhere Priorität dar als das Familienleben.

Interessanterweise ist auch die positive Assoziation zwischen Männern und Erwerbsarbeit ein relativ junges Phänomen und genauso wie die Stellung der Frau sozialhistorisch definiert. Etymologisch ist der Begriff „Arbeit“ mit Mühe und Anstrengung verbunden, was sich auch in der Tatsache widerspiegelt, dass in früheren Zeiten Adelige und Herrscher sich damit brüsteten, nicht arbeiten zu müssen. Erst als die Arbeit in der Reformation und durch das Bürgertum zum Beruf wurde, konnte sich die Erwerbsarbeit als Statussymbol etablieren. Zudem galt es lange Zeit als Prestige des Mannes, wenn seine Ehefrau keiner Erwerbstätigkeit nachgehen musste. Ebenso war ihr die Ausübung eines Berufes nur dann möglich, wenn dies vom Ehemann erlaubt wurde, der als Versorger die Verfügungsgewalt innehatte (vgl. Buchmayr/ Neissl 2006: 87, Becker-Schmidt in Aulenbacher/ Wetterer 2009: 22). Die Rolle des Vaters als Familienoberhaupt und Autorität hat mit dem Aufkommen der Moderne zunehmend an Geltung und Überzeugungskraft verloren, während den Frauen nach und nach auf vielen Gebieten mehr Rechte zuerkannt wurden. Dieser Wandel spiegelt sich institutionell etwa in Reformen des Ehe- und Familienrechtes wieder, welche gewissermaßen auch die Zuständigkeitsbereiche der Ehepartner definieren. Doch auch andere neue Themen wie selbstbestimmte Verhütung, ökonomische Selbstständigkeit und Veränderungen in der Sexualmoral haben einen wesentlichen Beitrag geleistet, die Emanzipation der Frauen zu ermöglichen (vgl. Peuckert 2008: 229).

4.1 Rollenanforderungen heute

Auch heute werden bestimmte Erwartungshaltungen an die jeweilige Geschlechterrolle herangetragen, mit denen sich der Einzelne auseinandersetzen muss. Der Rollenbegriff in der Soziologie wurde vor allem durch Talcott Parsons geprägt, nach dessen Theorie Individuen im Rahmen der Sozialisation bestimmte Rollen einnehmen, wodurch sie sich in die Gesellschaft integrieren. Rollen bestehen dabei aus Rechten und Pflichten, aus Zielen, Verhaltensmaßstäben und wünschenswertem Handeln, das in Form von Normen vom sozialen System vorgegeben wird. Der Mensch reagiert nach Parsons freiwillig auf die an ihn gerichteten Anforderungen und die von ihm zu befolgenden Normen, woraus Parsons schließt, dass erfolgreiches Handeln somit normenkonformes Handeln sei. Ralf Dahrendorf widerspricht dieser Auffassung, indem er behauptet, Rollen würden oft unter Zwang eingenommen, da bei Nichtbefolgung negative Sanktionen erwartet würden. Der Mensch als „homo sociologicus" ist somit ein ganz und gar von Rollen geprägtes Wesen.

Eine Vielzahl von Autoren hat sich der Rollentheorie gewidmet, so etwa Robert K. Merton, der die – auch für die Vereinbarkeit – wesentlichen Begriffe des Intra- und Interrollenkonfliktes geprägt hat. Bei ersterem werden widersprüchliche Erwartungen an ein und dieselbe Rolle eines Individuums gestellt, etwa verschiedene Mutterideale. Letzteres bezeichnet die Erwartungen an verschiedene Rollen, etwa den Familienvater, Haus- oder Karrieremann. David Riesman betont, dass der moderne Mensch in hohem Maße „außengeleitet" sei, indem er sich an Freunden und Kollegen, aber auch an Trends in den Medien orientiere, welche ihm wesentlich prägen und die er somit zu imitieren versucht (vgl. Abels 2009: 101ff). Die Rollenzuweisungen und -anweisungen seitens der Gesellschaft sind somit ein wesentliches Thema in Bezug auf soziales Handeln und dessen Ursprünge[3].

[3] Vgl. Etzrodt 2003 und Miebach 2010

In Bezug auf die Geschlechterrolle stellen sich Männer nach wie vor auf einen eher karriereorientierten Lebensweg ein, während Frauen darauf achten, gewisse Fähigkeiten im Haushalt zu erlernen. Wem welche Arbeit zugewiesen wird reflektiert zudem, wie die jeweilige Gesellschaft mit den Grundfragen des Zusammenlebens umgeht (vgl. Klenner in Behning 1997: 155). Die Verankerung dieses Denkens gestaltet sich mitunter darin, dass ein „Rollentausch", etwa mit dem Mann als Haushälter, womöglich mit einem Verlust an gesellschaftlicher Anerkennung einhergeht. Jedoch hält sich dieses Ausbrechen aus den gewohnten Mustern stark in Grenzen, denn Frauen werden nicht nur in ihre Rolle sozialisiert, sondern wollen meist von sich aus Hausarbeit und Fürsorge leisten. Sie haben tendenziell ein Bedürfnis danach, eine Balance herzustellen und vernachlässigen eher die Erwerbssphäre als das Familienleben, denn „das meinen sie ihren Angehörigen schuldig zu sein" (Becker-Schmidt in Aulenbacher/ Wetterer 2009: 25). Hier wird ein wesentlicher Aspekt angesprochen, nämlich das Gefühl der Schuld, welches sich vor allem bei Frauen, die sich mit Vereinbarkeit konfrontiert sehen, äußert. Das Rollenbild ist auch in der populärwissenschaftlichen Literatur ein aktuelles Thema. Susan Chira etwa, beruflich für die New York Times tätig, landete mit ihrem Buch „A Mother's Place – Choosing Work and Family without Guilt or Blame" einen Bestseller. Darin beschäftigt sie sich mit gängigen Frauenbildern der Gesellschaft, zum Beispiel mit dem Herabsetzen und Belächeln der Hausfrau oder dem Beschuldigen der erwerbstätigen Frau, die angeblich ihre Kinder vernachlässigt. Diese Diskurse aufzubrechen gestaltet sich schwierig, denn die Schuldgefühle seitens der Frauen sind offenbar eine nicht zu vermeidende Begleiterscheinung, die auch wissenschaftlich bereits des Öfteren thematisiert wurde.

Traute Meyer rät den Frauen, anstatt der Vereinbarkeit von allzu vielen Lebensbereichen, zu einer individuellen Lösung mit eigener Prioritätensetzung, mit der sie vereinbaren können, was sie persönlich zu bewerkstelligen glauben, indem sie einfach „liegenlassen, was nicht ihr Ding ist" (Meyer in Behning 1997: 226). Zur erfolgreichen Emanzipation gehört demnach auch, „nein" sagen zu lernen.

Dass die Anforderungen an die Familie und ihre Mitglieder stetig gestiegen sind, äußert sich in der Definition des Ideals der Beziehung von Frau und Mann, aber auch von Eltern und Kind oder Arbeitnehmer und Arbeitgeber. Die Partnerwahl ist zu einer in hohem Maße idealisierten und romantisierten Suche geworden, die zahlreiche Ansprüche an Aussehen und an persönliche Eigenschaften erhebt. Im Sinne der Tendenz zur Entgrenzung wird auch hier, typisch für die Erlebnisgesellschaft, ein unerfüllbares Ideal der großen, aufregenden und vollkommen harmonischen Liebe erschaffen.

Von den Eltern als Erziehern wird verlangt, sich einem stark idealisierten Rollenbild anzugleichen. Die Idealvorstellungen, nach denen das Wohl des Kindes vorangestellt wird, gehen nach heutigem Maßstab von einer Supermutter und Karrierefrau aus, was leicht zu Überforderung führt. Institutionelle Entlastungen sind dann oft nicht ausreichend, um den modernen Fragestellungen gerecht zu werden. Obwohl die Geburtenrate niedrig ist, findet nicht weniger Fürsorgearbeit statt, denn zur Überalterung der Gesellschaft kommt noch hinzu, dass auch die Erwartungen an die erfolgreiche Bewältigung höher geworden sind. Heutzutage wird mehr Zeit und Geld in Kinder investiert als je zuvor (vgl. Lewis 2009: 5f).

Nicht zuletzt wird auch vom Einzelnen in seiner Rolle als Erwerbstätiger ein hohes Maß an Aufopferung, Engagement und Hingabe für den Beruf erwartet. Die Arbeit soll nicht nur „abgearbeitet“ werden, sondern auch zur persönlichen Weiterentwicklung und Erfüllung beitragen.

5 Politische Zugänge

Der Politikbegriff lässt sich definieren als „die Gesamtheit der Aktivitäten zu Vorbereitung und zur Herstellung gesamtgesellschaftlich verbindlicher und/oder am Gemeinwohl orientierter und der ganzen Gesellschaft zugute kommender Entscheidungen“ (Meyer 2010: 37).

Wissenschaftliche Begriffe geben jedoch sehr vielfältige Definitionen für das komplexe Gebiet der Politik an[4].

Unter Politik versteht man, bezogen auf staatlich begrenzte Gebiete, das „Prinzip der Steuerung gesellschaftlicher Ordnung in einem Nationalstaat“ (Tazi-Preve 2009: 69), welches durch Parteien und Interessensvertretungen aufrechterhalten wird. Je nach Nationalstaat variieren auch der jeweilige Begriff von Familie und die Akteure, welche durch politische Maßnahmen angesprochen werden. Auch die gesellschaftlichen Leitbilder, wie sie sich sozialhistorisch etabliert haben (vgl. Kapitel 4), sind tief in dem gegenwärtigen Verständnis von Familien- und Erwerbsleben verankert.

Zum Rechtsauftrag des Staates zählt die Familienförderung, jedoch ist es schwer für die Familien, bestimmte Rechte einzufordern, da sie im Wesentlichen auf die Erwägungen und Prioritätensetzungen des Staates angewiesen sind (vgl. Burkart 2008: 280). Der moderne Wohlfahrtsstaat beeinflusst immer mehr Lebensbereiche und bietet eine gewisse Absicherung indem er „Versorgung gegen Abhängigkeit“ eintauscht (Tazi-Preve 2009: 70).

In ihren Überlegungen zu einer Soziologie der Familienpolitik definieren Lüscher und Schultheis den Begriff folgendermaßen:

> *„Der Begriff der Familienpolitik (in modernen, industrialisierten Gesellschaften) bezeichnet öffentliche Aktivitäten, Maßnahmen oder Einrichtungen, um zu versuchen, familiale Leistungen […] anzuerkennen, zu fördern, zu ergänzen, somit zu beeinflussen oder durchzusetzen, wobei – unter Bezug auf gesellschaftspolitische*

[4] Eine Auswahl wissenschaftlicher Politikbegriffe findet sich in Meyer 2010

> *Ordnungsvorstellungen – gleichzeitig umschrieben wird, welche Sozialformen als Familie gelten sollen"* (Lüscher/ Schultheis in Nave-Herz 2002: 247).

Ein Problem, welches sich im politischen Bereich ergibt, ist das Einschätzen von Bedürfnissen und das Festlegen ihrer Dringlichkeit und Rangordnung („assessing needs"). Dabei stellen sich Fragen wie: Welche Bedürfnisse sind wichtiger, welche weniger? Was sind Grundbedürfnisse? (vgl. Tronto 1993: 139) Die Politik stellt eine wesentliche formale Rahmenbedingung für das gesellschaftliche Leben dar, einen Grundpfeiler der Orientierung in mehr oder weniger allen Lebensbereichen. Durch den öffentlichen politischen Diskurs wird bestimmt, welche Themen in der medialen Diskussion aufgegriffen werden und welche die Öffentlichkeit erreichen, welche Reformen tatsächlich umgesetzt werden und welche Thematiken eher im Hintergrund bleiben. Jede familienpolitische Maßnahme ist daher von einer spezifischen Problemgeschichte geprägt, und die Art und Weise des Diskurses sowie die Positionierung der Parteien nehmen demnach auch eine wesentliche Rolle bezüglich des Entstehens und der Regelung gesellschaftlicher Strukturen ein. Der Schutz der Familie wird vorrangig nur nach außen gewährleistet, nicht jedoch in der Privatsphäre, da hier das Recht des Einzelnen auf Entscheidungsfreiheit vorherrscht. Es ist somit sehr schwierig für den Staat, die Grenze zwischen Öffentlichkeit und Privatheit zu ziehen und ein geeignetes Ausmaß der Eingriffe festzulegen (vgl. Burkart 2008: 280). Politische Maßnahmen sind vor allem als Reaktionen auf die Anforderungen der modernen Lebenswelt zu verstehen, die sich etwa in demographischen Komponenten wie einem zukünftigen Fachkräftemangel oder in Problematiken wie adäquatem Zeitmanagement für Eltern und Kinder widerspiegeln. Der Wandel der Familienstruktur und der Arbeitsverhältnisse führt zu neuen sozialen Risiken, die außerhalb des Rahmens sozialer Sicherung stehen. Zudem sieht sich die Politik mit einem offensichtlichen Umbruch in Form der zunehmenden Frauenerwerbstätigkeit und einer sinkenden Geburtenrate konfrontiert. Um dies zu bewältigen, braucht es eine ausreichende Infrastruktur sowie Dienst- und Geldleistungen, die aufeinander abgestimmt sind (vgl. Eichhorst 7). Insofern

spielen die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen als Schlüsselfaktor zur Bewältigung eine wesentliche Rolle: „Aus welcher Perspektive die Frage nach der häuslichen Arbeit überhaupt gestellt wird, verrät einiges über die gesellschaftspolitischen Leitbilder der jeweiligen politischen Akteure“ (Klenner in Behning 1997: 155).

Die Vereinbarkeit ist nicht nur für das Individuum von herausragender Bedeutung, sondern ist zudem von erheblichem ökonomischem und gesellschaftlichem Nutzen. Vor allem in der Politik und Ökonomie, den Kernbereichen der Einleitung und Umsetzung von Vereinbarkeit, darf nicht vergessen werden, dass hier trotz aller Floskeln vor allem die Eigeninteressen des Staates bzw. des Unternehmens im Vordergrund stehen. Auch die getroffenen Maßnahmen seitens dieser Institutionen werden vorrangig von einem Kosten-Nutzen-Prinzip bestimmt. Seitens der Unternehmen etwa liegt eine kapitalistische Sichtweise vor, welche die Eingliederung der Frauen in den Arbeitsmarkt befürwortet, weil das Produktivitätspotential der Frauen bisher nicht vollständig ausgenutzt wurde. Durch die verschärfte Situation der demographisch bedingten Überalterung der Gesellschaft wird eine Steigerung der Erwerbstätigkeit angestrebt. Mit Hilfe der Rhetorik feministischer und emanzipatorischer Grundsätze lässt sich dieses Ziel auch in der Öffentlichkeit besser verkaufen (vgl. Eichhorst 48).

Dennoch können familienfreundliche Regelungen und familienbewusste Unternehmenspraktiken auch für den Arbeitgeber durchaus profitabel sein. Denn wenn die Zufriedenheit der Mitarbeiter steigt, wirkt sich dies positiv auf die Produktivität und die Bindung an die Organisation aus. Da Unternehmen in großem Ausmaß für die tatsächliche Umsetzung von politischen Maßnahmen auf dem Arbeitsmarkt zuständig sind, kommt ihnen auch eine große Verantwortung zu. Nach einem Expertenbericht der Europäischen Union bestehen die wichtigsten Handlungsfelder im Bereich Arbeitszeitgestaltung, Beurlaubungsregelungen, Kinderbetreuung sowie Beratung und Training in Form von Weiterbildung. Die Kosten dieser Maßnahmen sind relativ leicht zu erheben, jedoch gestaltet sich die

Messung der Effekte durch Evaluation aufgrund des möglichen Einflusses von Drittvariablen schwierig (vgl. Eichhorst 95ff).

Für den Staat lässt sich feststellen, dass die Kinderbetreuung ein lohnenswerter Ansatz, der mitunter effizienter ist als die Zahlung von Kindergeld, da man mit Nebeneffekten in Form von erhöhter Arbeitsmarktpartizipation und in Folge auch mit Einnahmen im Bereich der sozialen Sicherung rechnen kann: „Staatliche Ausgaben für Kinderbetreuung sind somit vorrangig als Investitionen zu verstehen“ (Eichhorst 49). Gegenüber der Wirtschaft wird ökonomisches Wachstum als Rechtfertigung für Investitionen im Familienbereich angeführt. Die alternde Gesellschaft sowie die sinkende Geburtenrate als „Nebeneffekte“ der Sozialpolitik zeigen, wie stark die Gesellschaft von Familienstrukturen abhängt. Gerade deshalb stellt die Familienpolitik ein so wesentliches Feld dar, mit dem viele Problematiken auf einen Streich angesprochen werden können. Im Wesentlichen geht es der Politik zunächst um das Humankapital, also um die Auslastung des Arbeitsmarktes sowie die adäquate demographische Entwicklung zur Bewältigung dieser Ansprüche. In den meisten Ländern steht die Ökonomie deutlich vor der Sozialpolitik, die lediglich als Mittel zum Zweck der wirtschaftlichen Zielsetzung dient. Ein Anreiz dafür, Vereinbarkeit und Work-Family Balance in der Politik aufzugreifen, ist demnach „to modernise social policy and to make it 'fit for purpose' in terms of supporting the core goals of economic growth and competitiveness and, more recently, higher fertility rates“ (Lewis 2009: 11).

Jedoch liegt der Anreiz für den Einzelnen, am Arbeitsmarkt teilzunehmen, woanders begründet, als dies für öffentliche Stellen der Fall ist. Die steigende Erwerbsneigung, seitens der Frauen etwa, kann auf die besseren Ausbildungschancen sowie auf finanzielle und berufliche Risiken zurückgeführt werden. Diese Differenzen an Motivations- und Interessenlagen der involvierten Parteien sollten bei der Diskussion der Vereinbarkeit stets berücksichtigt werden. Denn seitens öffentlicher Institutionen „handelt es sich hier offensichtlich um eine Reihe vom programmatischen Aussagen, deren Umsetzungsmöglichkeiten in die Praxis an vielen Stellen zweifelhaft erscheinen“ (Burkart 2008: 295).

5.1 Zielsetzungen

Familienpolitik wird in Europa landesspezifisch sehr verschieden bewältigt, und obwohl es unterschiedliche Kategorisierungen gibt (etwa das „male breadwinner" Modell) gibt es kaum eine einheitliche Vorgehensweise. Die Länder untereinander zu vergleichen gestaltet sich demnach schwierig, nicht zuletzt deswegen, weil eventuelle empirische Untersuchungen, die meist mittels zeitbezogener Querschnittsuntersuchungen oder lebenslaufbezogener Längsschnittuntersuchungen durchgeführt werden, nur begrenzte oder uneinheitliche Daten liefern (vgl. Eichhorst 46f).

Der Vereinbarkeit als wesentlichem Bereich der Familienpolitik wurde erst in den späten 90er Jahren seitens der Politik mehr Interesse entgegengebracht. Zuvor galt noch immer der Ansatz, dass das Privatleben und somit auch eine Balance zwischen Beruf und Familie vorrangig individuell zu regeln seien. Auf europäischer Ebene wird das Konzept von „flexicurity" beworben, einer Mischung aus Flexibilität und Sicherheit am Arbeitsmarkt.

Das wichtigste generelle Anliegen der Familienpolitik in modernen Gesellschaften ist es, dem Trend des Geburtenrückgangs in Europa mit einem pronatalistischen Ansatz entgegenwirken zu können. Wie in vielen Ländern Europas liegt auch in Österreich die Anzahl der Kinder unter dem Reproduktionsniveau. Tazi-Preve weist darauf hin, dass sich die Familienpolitik unter einer anderen demographischen Lage fundamental anders gestalten würde (vgl. Tazi-Preve 2009: 78). Momentan stellt sich vor allem die Frage, wie man die Geburtenrate wieder anheben, die Überalterung bewältigen und die Generationengerechtigkeit erhalten kann. In der Europäischen Union etwa werden vor allem Kinderbetreuungseinrichtungen zum Thema gemacht, wodurch vor allem Mütter angesprochen werden, faktisch jedoch die kinderlose Frau am Arbeitsmarkt bevorzugt und gleichberechtigt wird (vgl. Tazi-Preve 2009: 71). Oft wird auch behauptet, Eltern würden im Vergleich zu Kinderlosen benachteiligt. So gibt es auch Vorschläge, nach denen die Höhe der Pension von der Anzahl der Kinder abhängig gemacht werden soll oder Kinderlosen eine Höherbesteuerung

auferlegt wird, da Paare ohne Kinder keinen Beitrag zum Erhalt eines ausgewogenen Generationsverhältnisses leisten (vgl. Burkart 2008: 284ff, Brake 2003: 70). Der Schwerpunkt auf die Kinderbetreuung seitens der Politik blendet jedoch andere Aspekte aus, wie etwa die Pflege und Fürsorge für alte Menschen, die überwiegend von Familienangehörigen geleistet wird. Im Gegenteil werden eher Thesen wie „active aging" vertreten, welche eine möglichst lange Erwerbstätigkeit befürwortet.

Die pronatalistische Familienpolitik muss sich allerdings auch der Kritik stellen, dass Umverteilung zugunsten der Familien womöglich mit negativen Auswirkungen auf den Individualismus und die Emanzipation einhergeht und dadurch andere Lebensentwürfe vernachlässigt werden. Zudem wird behauptet, dass Familienförderung nicht im Sinne der Frauenförderung erfolgt, da Frauen auf traditionelle Rollenbilder festgelegt werden und großteils aufgrund der Mutterschaft definiert werden. Auch soziale Ungerechtigkeit wird durch die gut gemeinten Intentionen der Familienpolitik nicht unbedingt beseitigt, sondern eher noch verstärkt. Meist werden nicht die wirklich Armen und Bedürftigen unterstützt, sondern nur Familien der Mittel- und Oberschicht. Besonders heutzutage stehen zunächst höher qualifizierte, gebildete Menschen im Vordergrund der Diskussion, da sie wieder mehr Interesse für die Familiengründung zeigen sollen. Ein solches Modell, welches sich auf Akademikerfamilien spezialisiert, ist sozial untragbar (vgl. Oster/ Nieberg in Ernst 2005: 185, Burkart 2008: 288).

Neben Kinderbetreuung betrifft der zweite wesentliche Punkt die Eingliederung der Frauen in das Erwerbssystem. Nach Birgit Pfau-Effinger haben sich seit den 60er Jahren zwei wesentliche Modernisierungspfade der Geschlechterverhältnisse entwickelt: zum einen die Modernisierung der Versorgerehe durch die vermehrte Einführung von Teilzeitarbeit und zum anderen die Kontinuität der der vollen Erwerbstätigkeit von Frauen, also ein Doppelversorgermodell mit staatlicher Kinderbetreuung. Die zunehmende Liberalisierung und Demokratisierung hat die Hausfrauenehe als rechtlich und auch gedanklich institutionalisiertes Modell geschwächt, wodurch alternative familiäre Leitbilder entstehen konnten. Der

Widerspruch der Grundsätze von der Gleichheit des Bürgers und die Einschränkungen der Partizipationsmöglichkeiten für Frauen wurde erkannt. Die Teilzeitarbeit ist mitunter deswegen akzeptiert, weil dadurch noch immer eine gewisse Verankerung zum Haushalt und zur Kinderbetreuung bestehen bleibt. Diese Kompromisslösung ist eine „zentrale Grundlage für die Doppelorientierung der Frau“ (Pfau-Effinger 2000: 206). Bei den Doppelverdienern hingegen herrscht vor allem die Partnerschaftlichkeit der Ehe und die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau vor, die beide für die Existenzsicherung der Familie sorgen. Seitens der Institutionen war der Staat lange Zeit an der Hausfrauenehe orientiert, bis die Ökonomie in den 60er Jahren Unternehmen dazu brachte, auf den Arbeitskräftemangel zu reagieren, um folglich nicht genutztes Humankapital einzusetzen (vgl. Pfau-Effinger 2000: 201ff).

Erwerbstätigkeit bedeutet jedoch nicht automatisch Gleichberechtigung, weil stets „die Gefahr besteht, den emanzipatorischen Effekt des Anstiegs der weiblichen Erwerbsbeteiligung überzubewerten“ (Behning 1997: 70). Teilweise wird die Erwerbsbeteiligung von Frauen als Handeln angesehen, welches unmittelbar aus wohlfahrtsstaatlicher Politik resultiert, und in feministischen Diskussionen wird meist implizit angenommen, dass Frauen ein generelles Interesse an kontinuierlicher Vollzeitarbeit hätten (vgl. Pfau-Effinger 2000: 57). Pfau-Effinger weist darauf hin, dass diesbezüglich untersucht werden muss, ob die Frauen dies auch tatsächlich anstreben (vgl. Kapitel 6.1).

Dennoch ist Erwerbsarbeit grundsätzlich für alle Frauen eine Notwendigkeit zur Existenzsicherung und ein Mittel zur Erhaltung der Unabhängigkeit vom Partner. Doch nicht nur für den Einzelnen oder für den Staat ist die Erwerbstätigkeit von Bedeutung. In einem größeren, europäischen Rahmen kann die Steigerung der Frauenerwerbstätigkeit sogar als Mittel zur Steigerung der Wirtschaftsleistung Europas und dem Gewinn von „Wettbewerbsvorteilen gegenüber den USA und den Märkten Südostasien“ gesehen werden (Tazi-Preve 2009: 79).

Die Politik, die ihre Forderungen oft mit dem Euphemismus „Wahlfreiheit“ umschreibt, wendet sich im Zuge der Work-Family Diskussion vor allem an Frauen, während Männer in ihrer Rolle weniger herausgefordert werden. Obwohl

das moderne Bild der erwerbstätigen und emanzipierten, unabhängigen Frau, welches historisch gesehen lange Zeit vollkommen unvorstellbar war, an Akzeptanz gewinnt, schreibt man die Kindererziehung noch immer implizit den Frauen zu: „man spricht von Eltern und meint die Mütter“ (Hardach-Pinke 1995: 16).

5.2 Die Ökonomisierung der Privatsphäre

Eine wesentliche Überlegung im Zusammenhang mit der Schaffung einer adäquaten Balance zwischen den Lebensbereichen Familie und Beruf betrifft die gesellschaftliche Auffassung von Ökonomie und deren (Aus-)Wirkungen. Maren Joachimsen etwa hat sich mit genau diesem Phänomen näher beschäftigt und möchte ein Konzept der Fürsorge für die ökonomische Theorie entwerfen, denn „economic science lacked an overall concept of caring“ (Jochimsen 2003: XI). Die Zukunft der Fürsorge ist ihr zufolge von Trends wie alternden Gesellschaften, neuen Familienformen sowie einer Zunahme an weiblichen Erwerbstätigen geprägt. In der westlichen Gesellschaft zählen jene, die sich Fürsorgeaktivitäten widmen, zu einem „invisible universe“ (Jochimsen 2003: 3). Dennoch beeinflussen politische Maßnamen etwa im Bereich Familie, Arbeitsmarkt oder Bildung indirekt auch immer den Aspekt der Fürsorge, indem sie die finanziellen, personalen, materiellen und zeitlichen Ressourcen verteilen. Die Effektivität des Fürsorgesystems wiederum beeinflusst die Funktionalität aller anderen gesellschaftlichen Bereiche. Ohne die adäquate Betreuung von Kindern und Alten würde die Ökonomie letztlich zusammenbrechen (vgl. Jochimsen 2003: 4). Dieser Kreislauf und die Abhängigkeit beider Systeme voneinander werden meist als solches nicht wahrgenommen, da die Ökonomie ihre Leistung als selbstverständlich hinnimmt. Die Marktwirtschaft ist somit deutlich von „blindness toward the real importance and contribution of caring to the functioning of economic systems” geprägt (Jochimsen 2003: 5). Fürsorge und

Hausarbeit stellen demnach unersetzliche Leistungen dar, die ein reibungsloses „Funktionieren des Staates“ gewährleisten. In der Politik gibt es im groben drei Maßnahmen, mit denen Frauen die Vereinbarkeit dieser Tätigkeiten mit der beruflichen Laufbahn ermöglicht werden soll: monetäre Ersatzleistungen bei Geburt eines Kindes, ausreichende Kinderbetreuungseinrichtungen sowie die Option zur Gestaltung der Arbeitszeit (vgl. Tazi-Preve 2009: 73). Die Frage, die sich in der Politik jedoch hauptsächlich stellt, gilt allerdings nicht der Vereinbarkeit oder Balance, sondern vielmehr der Festigung von vorherrschenden Strukturen. Tazi-Preve formuliert dies folgendermaßen: „Wie ist es zu bewerkstelligen, dass die Erwerbsneigung von Frauen so aufgenommen und zugleich kanalisiert wird, dass Frauen ihre ‚eigentliche’ Bestimmung, Hausfrau und Mutter zu sein, nicht vernachlässigen?“ (Tazi-Preve 2009: 74).

Ein Lösungsansatz bezüglich der Fürsorgeproblematik betrifft die Einführung von Erziehungsgehalt, mit dem versucht werden könnte, ein gewisses Gleichgewicht der Sphären von Erwerbs- und Hausarbeit herzustellen. Eine solche Regelung scheint durchaus angemessen, führt man sich die tatsächlichen Ausmaße der jeweiligen Leistungen vor Auge. So heißt es in einem Bericht zur Lage in Deutschland im Jahr 1997: „In 36 Millionen privaten Haushalten werden 77 Milliarden unbezahlte Stunden Arbeit geleistet, während in der gesamten Bundesrepublik nur 47 Milliarden bezahlte Arbeitsstunden geleistet werden“ (Stiegler 1997: 6).

Die genannte Maßnahme des Erziehungsgehalts kann als antifeministisch aufgefasst werden, da sie die traditionelle Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen und die Verankerung der Frauen im Haushalt zu verstärken scheint. Feministen sind der Meinung, die Hausfrauenehe würde dadurch gefördert, während Konservative entgegnen, dass eine Abwehrhaltung zum Erziehungsgehalt die Geringschätzung der Mütter, die nicht arbeiten wollen, bedeutet (vgl. Burkart 2008: 289ff). Es lassen sich allerdings einige Vorzüge dieses Ansatzes herausheben, welche auch Vorteile für Staat und Wirtschaft mit sich bringen würden. Erstens lässt sich argumentieren, dass Hausarbeit und Fürsorge volkswirtschaftlich notwendige Leistungen sind und daher genauso wie

Erwerbsarbeit entlohnt werden sollten. Zweitens ließe sich mit einem solchen Anreiz die Geburtenrate signifikant anheben, was eine wichtige Gegenmaßnahme zur Überalterung der Gesellschaft darstellt. Nicht zuletzt könnte damit die Zahl der Arbeitslosen verringert werden (vgl. Behning 1997: 121ff). Ein Gutachten, welches im Jahr 1996 vom Deutschen Arbeitskreis für Familienhilfe in Auftrag gegeben wurde, kommt sogar zu dem Schluss, dass die Einführung des Erziehungsgehaltes keine erheblichen Mehrkosten oder Staatsausgaben zu bedeuten hätte: „Addiert man die Lohnsteuer, Versicherungsbeträge, die eingesparten Kosten an Sozialhilfe, Wohngeld, Erziehungsgeld bisheriger Art, Arbeitslosenkosten […] so ergibt sich, dass das Erziehungsgehalt quasi kostenneutral zu haben wäre“ (Behning 1997: 124). Die Festlegung eines genauen Ausmaßes des Erziehungsgehalts gestaltet sich jedoch schwierig, denn im Gegensatz zur Erwerbsarbeit lässt sich hier weniger leicht bestimmen, wie viele Arbeitsstunden geleistet werden und wie hoch die Belastung tatsächlich ist.

Ein weiterer Ansatz, um dem Fürsorgedilemma entgegenzuwirken, liegt in der Beschäftigungsförderung im Bereich haushaltsbezogener Dienstleistungen wie etwa in Form von Haushaltshilfen. Der Bedarf an externer Hilfe scheint anzusteigen und bietet somit Chancen für einen großen Beschäftigungsmarkt. Während dieser Bedarf momentan in hohem Maß durch den Schwarzmarkt gedeckt wird, wäre eine politische Option, auf diesem Sektor Platz für mehr reguläre Arbeitskräfte zu schaffen, die den Personalmangel, wie etwa im Bereich der Pflege, ausgleichen können (vgl. Weinkopf in Behning 1997: 134ff). Die Professionalisierung solcher bezahlten Arbeitskräfte könnte mithelfen, der Hausarbeit mehr Prestige zu verleihen, indem zum Beispiel „das Erbringen solcher Dienstleistungen über Agenturen oder Pools betriebsförmig organisiert wird“ (Weinkopf in Behning 1997: 149). Eine Gefahr dieses Vorschlags besteht darin, dass sich aus dieser kapitalistischen Kosten-Nutzen-Sichtweise eine neue Spaltung der Gesellschaft vollziehen könnte, indem sich eine „Dienstbotenklasse“ herausbildet, die sich wiederum nur Reiche leisten können – abgesehen davon, dass die meisten Menschen ihren Haushalt soweit es geht sowieso eher alleine bewältigen wollen als dafür zu bezahlen (Klenner in Behning 1997: 160). Zudem

entspricht ein solches Berufsbild deutlich den vorherrschenden Normen, da vor allem Arbeiten wie Putzen oder Kinderbetreuung erneut von Frauen geleistet werden. Somit wird die Frau im Haushalt nur durch eine bezahlte Frau in der Erwerbssphäre ersetzt: „Die Frauen in den Haushalten sollen sich vom Haushalt emanzipieren können, die neuen Hauswirtschaftshilfen dagegen im Haushalt, wo ihr neuer Erwerbsplatz ist“ (Klenner in Behning 1997: 156f). Dies scheint das Vereinbarkeitsproblem lediglich zu verschieben und nur vordergründig zu lösen.

Die beiden Lösungsvorschläge des Erziehungsgehalts und der Professionalisierung haushaltsbezogener Dienstleistungen zeigen, wie sich die Debatte rund um Vereinbarkeit verschoben hat. Zu Beginn der feministischen Bewegung ging es für Frauen vorrangig um die Emanzipation *vom* Haushalt, damit sie am öffentlichen Leben teilhaben konnten. Die Abwertung der Hausarbeit wurde teilweise sogar übernommen, um in die männlich dominierte öffentliche (Erwerbs-)Sphäre einsteigen zu können und dadurch Gleichberechtigung zu gewinnen. Somit wird Hausarbeit oftmals als ungeliebt, belastend, unangenehm und zu zeitaufwendig empfunden, mitunter eben auch als Resultat ihrer gesellschaftlichen Abwertung (vgl. Klenner in Behning 1997: 156). Jedoch gibt es viele Anhaltspunkte dafür, dass Frauen von sich aus Haus- und Fürsorgearbeit leisten *wollen* (vgl. Lewis in Behning 1997: 82). Demnach würde eine Forderung nach einer Änderung des Verhältnisses der beiden Sphären viel eher den Vorstellungen vieler Frauen entsprechen. Es sollte also nicht mehr um die „Flucht“ aus dem Haushalt, sondern um die Anerkennung der Hausarbeit als ebenso zentralem Lebensbereich wie der Erwerbsarbeit gehen. Der Slogan der feministischen Bewegung „Das Private ist politisch“ umfasst sowohl Ökonomie und Staat als auch Hausarbeit und die Zusammenhänge zwischen diesen Bereichen.

Die beiden genannten Lösungen zielen jedoch auf die vollständige Ökonomisierung der Privatsphäre ab, eine fragliche und wohl kaum wünschenswerte Option, welche der Sinnhaftigkeit und dem Ziel der Hausarbeit und Fürsorge grundsätzlich zuwiderläuft: „Der Familie droht ein Verlust von

Lebensqualität, wenn persönliche Beziehungen durch sachliche Tauschbeziehungen ersetzt würden“ (Meyer in Behning 1997: 190).
Bezüglich möglicher Strategien zur Aufwertung der Elternschaft und somit der Sphäre des Haushaltes müsste es nach Burkart nicht nur um Geldleistungen, sondern um Ausbildung und Professionalisierung sowie um die Anerkennung der Elternschaft als Sonderleistung gehen. Dass zwischen der Erwerbstätigkeit und der Hausarbeit eine so große Kluft an Prestige klafft, liegt nicht unbedingt an der leichteren Erfassbarkeit und Klassifizierung der Erwerbstätigkeit. Burkart sieht „die Wurzel des Problems in kulturellen Grundeinstellungen“ (Burkart 2008: 294), die sich im kollektiven Bewusstsein niederschlagen. Sowohl die Emanzipation als auch das traditionelle Familienbild haben eine starke Verankerung in modernen Gesellschaften, jedoch gestaltet sich der Konflikt dadurch besonders schwierig, weil durch die Strukturen und das Wertesystem trotz oberflächlicher Akzeptanz und Toleranz der Emanzipation noch immer starke Widerstände gegen „moderne“ Ansichten, wie die Erwerbstätigkeit von Müttern, vorherrschen. Im Feminismus gibt es nach wie vor einen erheblichen Konflikt zwischen der Orientierung an Erwerbstätigkeit und der Orientierung an Mutterschaft (vgl. Burkart 2008: 289ff).

5.3 Die Neudefinition von Bürgerschaft nach Joan Tronto

Eine der aktuellsten Debatten zur Wertigkeit von Hausarbeit und der Betreuung, sowohl von Kindern als auch älteren Menschen, stammt von der Politikwissenschaftlerin und Feministin Joan Tronto, die sich intensiv mit dem Fürsorge-Begriff auseinandersetzt. Sie plädiert für eine Aufwertung der Fürsorgeaktivitäten, die unsere Wertvorstellungen langfristig verändert. Folglich muss sich ein solches Unterfangen zunächst auf die politische Ebene beziehen, um den Platz der Fürsorge in der Gesellschaft neu positionieren zu können (vgl. Tronto 1993: 97f). Tronto betont mehrmals, dass Fürsorge nicht nur ein Prinzip

oder eine Emotion darstellt, sondern eine aktive Tätigkeit. Um Fürsorgenachfragen bewältigen zu können, braucht man außerdem Ressourcen wie materielle Güter, Zeit und Fachkönnen, deren Verteilung jedoch wieder eine politische Frage von Prioritätensetzung ist (vgl. Tronto 1993: 108f). Demnach kann Haus- und Fürsorgearbeit auf Dauer nicht als reine Privatsache angesehen werden, da sie massiv von den zu ihrer Bewältigung zur Verfügung gestellten Ressourcen abhängig ist. Um politische Veränderung bewirken zu können, schlägt Tronto vor, am Begriff des „citizen“ zu arbeiten und fordert ein aktives Mitwirken der Politik, welches die Fürsorgeproblematik praxisnahe und nicht nur theoretisch lösen kann. In der herkömmlichen Definition von Bürgerschaft spiegeln sich die gesellschaftlichen Vorstellungen von Gerechtigkeit und Fairness wieder. Die staatsbürgerlichen Rechte des „citizen“ äußern sich in zivilen Rechten, politischen Teilhaberechten sowie in Form sozialer Bürgerrechte. Schon aufgrund dieser Definition wird deutlich, dass die Entwicklung der Frauenrechte ein eigenes Kapitel innerhalb dieser Entwicklung darstellt. Oft wird Bürgerschaft nach T. H. Marshall mit der arbeitenden Bevölkerung gleichgesetzt. Durch seine Teilnahme an bezahlter Arbeit hat er dadurch Ansprüche an das staatliche Wohlfahrtssystem. Da die Arbeiterschaft aber nur durch adäquate Fürsorge entstehen und funktionieren kann, ist Fürsorge eine unsichtbare Voraussetzung für diese Definition. Somit ist es für Frauen essentiell, nicht nur die Gleichberechtigung im Sinne der Angleichung an die Stellung der Männer zu verfolgen, sondern vor allem Rechte zur Selbstbestimmung und Autonomie einzufordern, im Zuge derer die Sphäre der Hausarbeit und Fürsorge miteinbezogen wird (vgl. Behning 1997: 36).

Die neue politische Konzeption, die nur in einer demokratischen Gesellschaft gedeihen kann, muss zunächst anerkennen, dass alle Menschen grundsätzlich abhängig sind, insofern voneinander abhängen und zu einem Zeitpunkt in ihrem Leben Fürsorge benötigen werden. Demnach darf die individuelle Autonomie nicht das unhinterfragte Leitbild in allen Lebensbereichen bleiben. Vor allem darf die große Forderung der modernen Gesellschaft, Gleichheit für jeden Bürger, nicht eine leere Phrase bleiben, wie sie es zurzeit ist. Um dies zu bewerkstelligen,

muss Gleichheit ein aktives politisches Ziel werden, welches auch die Privatsphäre mit einbezieht. Dies bedeutet, dass die Debatte rund um Hausarbeit und Kinderbetreuung in ihrer Begrifflichkeit erweitert werden muss, sodass sie auch die Fürsorgethematik mit einbezieht.

Um dies zu erreichen ist es notwendig, dass „individuals and groups be frankly asserted in terms of the extent to which they are permitted to be care demanders and required to be care providers“ (Tronto 1993: 168). Es müssen folglich die Rechte und Pflichten des Staatsbürgers auch in diesem Bereich rechtlich und moralisch festgelegt werden. Vergleichbar mit den Regelungen, die sich in der Erwerbsarbeit durchgesetzt haben (erinnert sei an dieser Stelle an Aspekte wie etwa die Fürsorgepflicht des Arbeitgebers), ist es an der Zeit, ebensolche Leitbilder für Fürsorge in der Gesellschaft zu etablieren. Ein solches Modell würde auch unserer Gerechtigkeitsvorstellung entsprechen – wer selbst Fürsorge benötigt, muss seinen Teil dazu beitragen, um den Erhalt des Systems zu gewährleisten. Solche Leitbilder müssten sowohl im öffentlichen und privaten Bereich verstärkt unterstützt und unterrichtet werden, sodass Institutionen diese Werte aufnehmen und eine permanente Umgestaltung ermöglichen.

Eventuelle Gefahrenherde in der Fürsorge liegen etwa im Paternalismus, da hier Kompetenz und Wissen des Fürsorgenden über die Bedürfnisse des Fürsorge Benötigenden gestellt werden. Auch Provinzialismus, also die Überbewertung von jenen Bereichen, denen man selbst am nächsten steht und die man am besten kennt, gefährdet den optimalen Ablauf der Fürsorge. Diese Bedrohungen können jedoch durch die zuvor genannten Maßnahmen eingeschränkt werden, obwohl sie sehr wahrscheinliche Nebeneffekte darstellen (vgl. Tronto 1993: 170). Tronto liegt letztlich daran zu betonen, dass ihr Vorschlag eines solchen politischen Neudenkens nicht mit den üblichen Parolen gleichgestellt werden sollte: „I have tried to suggest that this approach is not the same as a simplistic paean to „family“, or a different way to say that social services require more funding“ (Tronto 1993: 172).

Mit dieser politischen Sichtweise wurde Tronto zur Wegbereiterin einer neuen politischen Theorierichtung der Fürsorge. Andere Wissenschafterinnen wie Selma

Sevevhuijsen, Susan Moller Okin oder Herta Nagl-Docekal haben diese Thematik mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen aufgegriffen und ähnliche Überlegungen zu staatsbürgerlicher und staatlicher Verpflichtung sowie zu Gerechtigkeit und Gleichstellung der Frau angestellt (vgl. Schnabl 2005). Wichtig ist bei diesen Ansätzen vor allem die Legitimität und ethische Fundierung der Politik, nicht lediglich eine politikwissenschaftliche Perspektive auf Fürsorge.
In Kombination mit den anderen Aspekten muss sie so konzipiert werden, dass sie den Menschen mit einem Leitfaden ausstatten kann, der bei der Bewältigung alltäglicher Organisationsprobleme nützlich ist.
Ein wertvolles und auch verwertbares Ergebnis ihrer Überlegungen liegt in Trontos Forderung, dass Fürsorge in Form von Rechten und Pflichten für den Staatsbürger neue Relevanz gewinnen könnte. Diese Umstellung zum Erhalt eines erfolgreichen Fürsorgesystems liegt nahe an den momentanen Gerechtigkeitsvorstellungen und könnte durchaus ein realistischer Ansatz sein, dem durch politische Maßnahmen und Bürgerbeteiligung in der demokratischen Gesellschaft begegnet werden könnte. Naheliegenderweise wird es dennoch viel Zeit kosten, einen neuen politischen Rahmen in diesem Ausmaß durchsetzen zu können.

6 Methodik und Praxis in der Wissenschaft

Eine Analyse zu Fachartikeln kann nicht ohne eine genauere Betrachtung der Wissenschaft als Produzent dieser Texte erfolgen. Da die Untersuchungen zu Vereinbarkeit sich meist auf die Erhebung von Einstellungen stützen, sollen in Folge einige Überlegungen zur Methodik dieses Instrumentes dargestellt werden, denen sich die Soziologie in einer grundsätzlichen Selbstreflexion ihrer Arbeitsweise stellen muss. In einem weiteren Schritt wird im zweiten Unterkapitel

der Praxisbezug der soziologischen Disziplin unter die Lupe genommen und auf seine Nützlichkeit und Weiterentwicklung hin untersucht werden.

6.1 Einstellungen

Genauso wichtig wie theoretische und politische Fragen zu Lösungsansätzen und Möglichkeiten auf dem Gebiet der Vereinbarkeit ist die Auseinandersetzung mit den Einstellungen der Bevölkerung selbst. In diesem Zusammenhang wird mit Hilfe der gewonnenen Informationen versucht herauszufinden, welche Meinungen und Wertorientierungen in der Bevölkerung vorherrschen, welche Wünsche die Befragten äußern und wie sie ihr Leben zu führen gedenken. Dies gestaltet sich jedoch äußerst schwierig, denn die Wissenschaft kann nicht das tatsächliche Verhalten, sondern lediglich Präferenzen erfassen. Die Relevanz der Einstellungen für das eigene Handeln und dessen Verbindlichkeit bleiben stets fraglich und sind ein wesentliches forschungsmethodisches Thema für die Soziologie. Da sich die Erforschung der Vereinbarkeit von Beruf und Familie und die im Zuge dessen diskutierten Thematiken, wie der Wandel der Familienstruktur und Wertelandschaft, in erheblichem Ausmaß auf die Erhebung von Einstellungen stützt, sollen die möglichen Gefahren dieser Methode dargestellt werden.
Durch den gesellschaftlichen Normierungsdruck, bei Themen wie Familie oder Beruf, ist die Gefahr der von sozialer Erwünschtheit geprägten Aussagen hoch, die dann keine individuelle Einstellung erfasst, sondern lediglich oberflächliche Sinnbezüge darstellt. Ob man sich auf soziale Normen oder auf die eigenen Lebensbedingungen bezieht, macht dabei einen maßgeblichen Unterschied. Diesbezügliche Erhebungen können demnach nur dann sinnvoll sein, wenn sie „die tatsächliche Lebenssituation der Befragten und die darin enthaltenen Möglichkeiten der Realisierung berücksichtigen“ (Brake 2003: 122). Diese Überlegung führt wiederum von der Wissenschaft zu Anwendungsbezügen in der Praxis und vor allem in der Politik, welche die Resultate von Umfragen dieser Art

als Grundstein für sozialpolitische Maßnahmen nutzen kann und auch sollte. Beziehen sich die Fragen jedoch nur auf generelle Werteinschätzungen, so können sogar „Artefakte der Umfrageforschung“ entstehen, die als solche keinerlei Relevanz haben (Brake 2003: 122). Vor allem quantitative, standardisierte Untersuchungen sind für diese Fehlerquellen anfällig, da sie weder den individuellen Sinnbezug noch den Realitätsgehalt oder die Handlungsverbindlichkeit der Aussagen einschätzen können. Auf die Vereinbarkeit bezogen, kann man eine solche Unstimmigkeit etwa bei den vermehrt positiven Einstellungen von Männern und Vätern zu fortschrittlichen Ansichten wie gleichberechtigter Kinderbetreuung und Hausarbeitstätigkeit beobachten. Trotz der überwiegenden Zustimmung ist bekannt, dass sich das tatsächliche Lebenskonzept des Mannes keineswegs so stark verändert hat, wie man aufgrund dieser Daten annehmen würde. Noch immer sind es Frauen, die den überwiegenden Teil der Hausarbeit verrichten und sich dem Lebensverlauf des Mannes anpassen, und während die Frauen zwar in die Erwerbssphäre eingedrungen sind, ist dies umgekehrt für Männer und die Familiensphäre nicht annähernd im selben Ausmaß geschehen. Die Gründe dafür sind vielfältig und reichen von mangelnder Bereitschaft über fehlende Ressourcen und Fähigkeiten bis zu externen Hindernissen. Eine Korrelation von Verhalten und Einstellung festzustellen, ist somit ein schwieriges Unterfangen (vgl. Brake 2003: 123ff). Dennoch können auch geäußerte Einstellungen, die nicht verwirklicht werden, durchaus Spielraum für sinnvolle Interpretation bieten, denn die nicht stattfindende Umsetzung bedeutet nicht zwingend eine Irrelevanz der Aussagen. Im Gegenteil kann, um auf das Beispiel zurückzukommen, die positive Einstellung der Männer hinsichtlich der Gleichberechtigung zu der Annahme führen, dass etwa die gesellschaftlichen Normen eine aktive Veränderung verhindern, oder dass es nicht ausreichend institutionelle Unterstützung gibt, um die Bereitschaft zu fördern[5].

[5] In der Sozialpsychologie wurde etwa von Fishbein und Ajzen versucht, Einstellungen und Verhalten in eine Relation zu setzen und zu erklären: vgl. Fishbein/Ajzen 1975

Besonders interessant sind in diesem Fall die Meinungen der am stärksten von der Problematik betroffenen, den Frauen. In einem Kapitel mit dem aussagekräftigen Namen „Zwischen Konkurrenz, Ambivalenz und Präferenz“ widmet sich Buba der Wahl- und Gestaltungsfreiheit bzw. dem Entscheidungszwang, dem Frauen in der modernen Gesellschaft unterliegen. Das aktuelle Bild der weiblichen Lebensgestaltung gestaltet sich durch eine Aufwertung und Selbstverständlichkeit der Berufstätigkeit, während die Familie als Option nicht mehr selbstverständlich, sondern (ab-)wählbar geworden ist. Neben der Dichotomie von Beruf und Familie wird auch explizit ein dritter Aspekt in Form von Freizeit- oder Konsuminteressen einbezogen. Auch in diesem Bereich findet eine Aufwertung statt, die mit dem Verlust bestimmter Werte einhergeht. Die Familie ist zudem immer weniger attraktiv, weil sie mit hohen Kosten verbunden ist. Generell gibt es anstatt des Normallebenslaufes stattdessen immer mehr Individuallösungen und somit ein breites Spielfeld an Möglichkeiten, die aber nicht zwingend auch mehr Freiheit verheißen. Eine Untersuchung von Daten einer Befragung von Frauen im Alter von 18 bis 35 Jahren, die sich in einer Lebensgemeinschaft befinden, zeigt, wie sich die Prioritätensetzung äußert. Es wurden deshalb relativ junge Frauen für die Untersuchung ausgewählt, da in diesem Alter die Weichenstellung für bestimmte Lebensentwürfe erfolgt. Die Ergebnisse der Verlaufsanalyse zeigen, dass Ausbildung und Beruf mittlerweile wie selbstverständlich zur weiblichen Biographie zählen. Es besteht eine große Vielfalt an Lebensentwürfen und Präferenzen, wobei viele Frauen sowohl Beruf als auch Familie anstreben und sich viele noch gar nicht festgelegt haben. Bei der Befragung vier Jahre später resultiert, dass sich die Prioritätensetzung durchaus stark verändert hat, und dass mit steigendem Alter der Frauen eine Aufwertung der Familie einhergeht, indem die Berufsorientierung der Familienorientierung angepasst wird (vgl. Buba 1996: 273ff). Zudem ist auch festzustellen, dass eine „große Kluft zwischen realisiertem und gewünschtem Arbeitszeitmodell“ besteht (Peuckert 2008: 239). Jedoch wäre es ein Trugschluss aufgrund dessen anzunehmen, dass Frauen immer nach Vollerwerbstätigkeit streben. Faktisch wird es unter Eltern als nicht wünschenswert erachtet, dass beide Vollzeit arbeiten (vgl. Peuckert 2008: 240).

Im Falle dieser Auswertung sind die Ergebnisse auf den ersten Blick eher diffus als aussagekräftig, jedoch zeigen sich auf den zweiten Blick relevante Tendenzen.
Eine andere Untersuchung von Eichler und Matthews widmet sich dem Arbeitsbegriff und versuchen zu erörtern, welche Bereiche und Tätigkeiten seitens der Frauen, die aus unterschiedlichsten Kulturkreisen aus aller Welt stammen, als Arbeit wahrgenommen werden. Mittels Fragebögen und Gruppendiskussionen wurde hierbei erforscht, wie Frauen das Thema selbst konzipieren. Die meisten führen vor allem sachliche Tätigkeiten wie Kochen, Putzen oder Einkaufen an, weniger jedoch emotionale und organisatorische Bereiche. Dies liegt nicht unbedingt daran, dass die Arbeit nicht verrichtet wird, sondern dass sich die Frauen selbst dieser Arbeit nicht bewusst sind. Sehr weit verbreitet ist die konventionelle Ansicht, dass Geld die Arbeit definiere. Interessant ist auch das meist von Ökonomen verwendete Kriterium der dritten Person, welches besagt, dass eine Tätigkeit dann als Arbeit gilt, wenn sie auch von jemand anderem gegen Bezahlung erledigt werden kann. Demnach würde der Arbeitsbegriff sowohl Hausarbeit als auch Fürsorge beinhalten. Weitere Definitionen inkludieren Arbeit als sozialen Zwang und Arbeit als Existenzsicherung. Als Nicht-Arbeit werden etwa familiäre oder freundschaftliche Verpflichtungen angesehen, die für „natürlich“ gehalten werden. Dennoch zählt für viele die gegenstandsbezogene Hausarbeit im Sinne von Tätigkeiten wie Einkaufen, Putzen und Waschen als Arbeit (vgl. Eichler/ Matthews in Ernst 2005: 18ff). Folglich wird personenbezogene Hausarbeit, die sich vorrangig der Organisation des Tagesablaufs, der Koordination von Freundschafts- und Verwandtenbeziehungen oder der Emotionsarbeit widmet, in sehr viel geringerem Ausmaß wahrgenommen als sachliche Tätigkeiten. In diesem Fall sind Einstellungen auch ohne Realitätsbezug maßgeblich für die subjektive Wahrnehmung und die sprachliche und konzeptuelle Definition des Arbeitsbegriffes.
Diese Beispiele sollen illustrieren, dass die Vereinbarkeitsdebatte mitunter deswegen so schwierig ist, weil sich die individuellen Einstellungen und Wünsche nicht unbedingt in ein Schema zwängen lassen und hinsichtlich der Interpretation der Ergebnisse Vorsicht geboten ist. Bestimmte Ergebnisse werden oftmals als

signifikant bezeichnet, stehen jedoch bis zuletzt aufgrund der Schwierigkeit im Umgang mit Einstellungen völlig unkommentiert im Raum. Welche Schlussfolgerungen lässt ein Ergebnis, wie etwa die Zustimmung von Männern zur Gleichberechtigung der Geschlechter, zu? Ist in Folge jeder, der eine traditionelle Arbeitsteilung anstrebt, aufgrund der ihm widerfahrenen Sozialisation verblendet für die moderne Gleichberechtigung? Vollzieht jeder, der sich für Gleichberechtigung ausspricht, auch die Umsetzung dieser Gedanken in seiner eigenen Lebensführung? Obwohl die Erhebung von Einstellungen in den Sozialwissenschaften gang und gäbe ist, kommt ihnen in diesem Fall eine spezielle Bedeutung zu, die sich in einem Zusammenspiel von Ursache und Wirkung, Wünschen und Handlungen sowie der Wertigkeit von Lebensbereichen äußert.

6.2 Soziologie und Praxis

Die Soziologie wurde ursprünglich als eine „Gestaltungs- und Veränderungsdisziplin“ (Blättel-Mink/ Katz 2004: 105) entworfen, eine Wissenschaft, die in verschiedenen Gesellschaftsbereichen Missstände aufzuzeigen vermag und somit zur Verbesserung der Situation beiträgt. Heutzutage scheint sich die Disziplin jedoch in einer Art Zwickmühle zwischen Theorie und Praxis zu befinden. Prinzipiell ist soziologische Beratung in vielen Bereichen einsetzbar und spielt etwa in der Organisationssoziologie oder der Unternehmensberatung eine wesentliche Rolle. Jedoch kommen der Praxisbezug und die Umsetzung soziologischen Wissens in Gestaltungsvorschläge meist zu kurz. Daher, so Blättel-Mink und Katz, „[…] scheint es notwendig, dass sich die Soziologie aus dem ‚Elfenbeinturm’ der reinen Lehre und Forschung in die lebensweltlichen ‚Niederungen’ gesellschaftlicher Probleme begibt und damit ihre gesellschaftliche Relevanz bezeugt.“ (Blättel-Mink/ Katz 2004: 18)

Der strikte Gegensatz der theoretischen Lehre und den aus soziologischer Sicht unabkömmlichen, jedoch des Öfteren abgewerteten „lebensweltlichen Niederungen“, welche meist als abgesondert von akademischen Gefilden betrachtet werden, stellt vor allem in der Soziologie ein Problem dar. Während etwa die Rechtswissenschaften oder Wirtschaftswissenschaften auch aus der akademischen Lehre heraus fest in der Praxis verankert sind, ist es für die Soziologie mit ihrem umfangreichen Geltungsgebiet schwieriger, sich dort zu etablieren. Denn selbst wenn soziologisches Wissen gefragt ist, werden meist Experten anderer Disziplinen herangezogen, da die Soziologie (zu?) viele Themengebiete umfasst; manchmal scheint es gar, als wolle sie die Untersuchung der Gesellschaft in all ihren Facetten durch eine einzige Wissenschaft vereinen.

Da die Soziologie zudem eine kritische Wissenschaft ist, die sich auch mit Ungleichverhältnissen beschäftigt, würde die Mitgestaltung sinnvoller Optionen nur den nächsten logischen Schritt darstellen. Latniak, Moldaschl und Rehfeld stellen sich in einem Artikel der Frage, ob Kritik und Gestaltung unvereinbare Optionen darstellen. Denn Soziologie wird oft als eine Kritik der momentanen Verhältnisse verstanden, gerade daraus aber könnte und sollte eine Professionalisierung erfolgen, welche aus der Kritik Vorschläge entwickelt, anstatt Tatsachen lediglich aufzuzeigen (vgl. Blättel-Mink/ Katz 2004: 168). Noch immer „klafft eine […] Kluft zwischen Wissen und Handeln in jeder Praxis“ (Blättel-Mink/ Katz 2004: 172). Vor allem fehlt eine Methode zur Überbrückung dieser Kluft: „Our knowledge of strategies for translating research for political consumption is conspicuously incomplete“ (Friese/ Bogenschneider 2009: 229). Faktisch werden seitens der Wissenschaft kaum je explizite Vorschläge zur Umsetzung der eigenen Forderungen genannt. So wird heftig kritisiert, Gleichberechtigung gefordert, Ungerechtigkeit angeprangert und anscheinend unzumutbare Zustände angesprochen, die zwar der öffentlichen Diskussion förderlich sein mögen, die jedoch keinerlei Beitrag in Richtung Verbesserung der Situation leisten.

Es stellt sich also „die Frage, ob die Soziologie ein Wissen bietet, das für die Praxis interessant ist und beraterisches Handeln tatsächlich unterstützen,

fundieren und zu kritischer Reflexion anleiten kann“ (Blättel-Mink/ Katz 2004: 166). Um zu einer praktischen Gestaltung sozialer Beziehungen beitragen zu können, muss die Soziologie die realen Bedingungen berücksichtigen, und zwar nicht nur Bedingungen als Gegenstand ihrer Forschung, sondern auch in Form von Marktlogik, Kosten-Nutzen-Analysen und Risiko- und Effizienzforschung im Bereich außerhalb der akademischen Wissenschaften, etwa wenn es um politische Entscheidungsmechanismen geht. Die theoretische „Fachidiotie“ (Blättel-Mink/ Katz 2004: 165) muss dafür lernen, anwendungsorientiert zu denken und Orientierungswissen in Form von Vorschlägen und Empfehlungen zu vermitteln. Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass sich die Forschung in allen Belangen völlig unkritisch den Wünschen des Auftraggebers fügen muss. Jedoch muss sie ihr Expertenwissen angepasst an deren Bedürfnisse zur Verfügung stellen, um zur „Situationsklärung und kompetenten Prozessunterstützung“ (Blättel-Mink/ Katz 2004: 167) beitragen zu können. Solche Beiträge können vielfältige Formen annehmen. Die Forschung vermag zum Beispiel die öffentliche Diskussion anzuheizen, Empfehlungen für die Ergreifung bestimmter Maßnahmen abzugeben oder den Verlauf eines Programms durch Evaluation zu untersuchen. In jedem Fall hat ihr Beitrag Auswirkungen auf die gesellschaftlichen Handlungsfelder und Denkmuster.

Wissenschaftliche Erkenntnisse, die in Fachzeitschriften publiziert werden, richten sich zwar vorrangig an akademisches Publikum bzw. an Vertreter derselben Disziplin, jedoch stehen Forscher der Verwendung ihrer Ergebnisse weithin positiv gegenüber, wie eine in den USA durchgeführte Studie von Friese und Bogenschneider zeigt, in der sie sich explizit mit der Beziehung zwischen Sozialwissenschaftern mit Familienschwerpunkt und politischen Entscheidungsträgern beschäftigen: „reseachers are anxious to see their studies put to practical use” (Friese/ Bogenschneider 2009: 229). Für die Verwertung akademischen Wissens in der Praxis ist es vor allem wesentlich, die Aufmerksamkeit der politischen oder institutionellen Entscheidungsträger zu erreichen, nicht zuletzt, weil viele zeit- und kostenintensive Forschungen ausreichend Fördergeld benötigen. Der Aufgeschlossenheit und dem Willen zur

Weiterverwertung akademischen Wissens steht jedoch gleichzeitig ein Misstrauen gegenüber, welches in der Angst vor Instrumentalisierung der Forschung durch die Politik oder durch Institutionen wurzelt. Die Forschung hat sich bis zu einem gewissen Grad an den Entscheidungsträgern zu orientieren, nicht zuletzt ein Grund dafür, warum sich viele der akademischen Forschung verschriebene Wissenschaftler korrumpiert fühlen. Denn begibt sich die Wissenschaft in die Praxis und somit in politische Gefilde, setzt sie sich der stetigen Gefahr des Missbrauchs aus und wird durch selektive Förderungen in bestimmte Themenfelder „gezwungen". Zudem herrschen oft gegenseitige Abneigungen vor, die sich in Missbilligung allzu theoretisch-lebensfremder Ausführungen einerseits sowie in Ablehnung von Profitdenken, Arroganz und Vereinfachung von komplexen Problemstellungen andererseits zeigt (vgl. Friese/ Bogenschneider 2009: 235). Dennoch fordert die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Praxis eine Anpassung beider Seiten, die nicht mit Einbußen verbunden sein muss, sondern ganz im Gegenteil zu effizienterer Zusammenarbeit führen kann, indem aufgezeigt wird, "how to motivate researchers to enter the policy arena and what strategies are needed to communicate with policymakers about family research" (Friese/ Bogenschneider 2009: 230). In dieser Anpassung schlummern jedoch genauso Ressentiments aufgrund der „tension between being respected by one's academic peers and simultaneously useful to those engaged in the policy process" (Friese/ Bogenschneider 2009: 236). Dies resultiert aus der Problematik, die Ergebnisse der Forschung sprachlich sowie methodisch vereinfacht darstellen zu müssen. Denn viele Punkte der Forschung mögen zwar interessant für Kollegen der Disziplin sein, jedoch für Entscheidungsträger wenig wertvoll.

Die Kommunkation und Vernetzung von Wissenschaft und politischer Praxis gestaltet sich schwierig, weil sich hier, wie in der „two communities theory" beschrieben, zwei völlig unterschiedlich agierende und operierende Gemeinschaften gegenüberstehen: „[…] They fail to realize how substantial the differences are across several dimensions: interactional preferences […], targets of interest […], contextual preferences […] and feedback loops" (Friese/ Bogenschneider 2009: 231). Es sind folglich seitens der Wissenschaft neue

Zugänge erforderlich, die sich nicht nur damit beschäftigen, was getan werden muss, sondern auch *wie* dies geschehen und umgesetzt werden soll. Doch auch diese Überlegung stimmt nicht notwendigerweise mit den moralischen Vorstellungen der Wissenschafter überein: „they naively believe that the world should operate according to what academics think is important and that policy should be influenced largely by empirical evidence" (Friese/ Bogenschneider 2009: 237). Denn politische Entscheidungen hängen nicht nur von moralischen Überlegungen, sondern maßgeblich von Geldmitteln und gesetzlichen Spielräumen ab.

7 Zugänge zur Inhaltsanalyse

Der methodische Zugang setzt sich aus mehreren Ansätzen der Inhalts- und Textanalyse zusammen. Während sich die Inhaltsanalyse im klassischen Sinn empirisch-quantitativ gestaltet und eher auf Häufigkeiten Wert legt, hat sich – vor allem durch die Arbeit Philip Mayrings – ein qualitativer Zugang entwickelt. Da sich die Qualität von Texten und deren Sinngehalt sowie die diskursive Ebene nicht mit quantitativen Kategorien erfassen lässt, die meist nur mit Frequenzanalysen arbeiten, liegt das Ziel dieser Forschung darin, kommunikative Inhalte durch einen Fragenkatalog zu klassifizieren. Der Linguist Norman Fairclough, der sich intensiv mit der Kritischen Diskursanalyse auseinandergesetzt hat, betont auch immer wieder die Möglichkeiten linguistischer Zugänge in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Denn Textmaterial kann soziale Zustände widerspiegeln, Veränderungen aufzeigen und reflektiert nicht zuletzt Ideologien und Machtverhältnisse, die die Gesellschaft wesentlich prägen (vgl. Titscher 1998: 187). Gerhard Kleining, dessen Methode der Textanalyse in dieser Arbeit zur Anwendung kommt, geht ebenso eindringlich auf die unterbewertete Relevanz von Texten ein:

> *„Texte sind die wichtigste Kategorie von Objekten für sozialwissenschaftliche Forschung, nicht nur, weil sie in der Moderne in so großem Überfluß […] produziert werden, sondern auch, weil alle Arten sozialwissenschaftlicher Daten für die Zwecke der Analyse verschriftlicht, d.h. in Texte verwandelt werden sollen“* (Kleining 1995: 252).

Damit spricht Kleining gleich zwei wesentliche Faktoren an. Zunächst ist er sich der wissenschaftlichen Bedeutung von Texten als Analyseobjekten klar, da deren Struktur und Inhalt bedeutsame Rückschlüsse auf historische, literaturwissenschaftliche und vor allem sozialwissenschaftliche Tatsachen erlaubt. Gleichzeitig jedoch weist er darauf hin, dass auch die Texte der Sozialwissenschaft dazugehören, weswegen sie nicht nur die Menge der verfügbaren Texte erweitern, sondern auch selbst Gegenstand der Analyse sein können.

Zur Entwicklung einer adäquaten systematischen Vorgehensweise werden im Folgenden die inhaltsanalytischen Ansätze von Philip Mayring und Gerhard Kleining vorgestellt. Mayring etwa beschreibt drei Phasen der Kategorienbildung (vgl. Mayring 2008: 70ff, Titscher 1998: 83):

1) Zusammenfassung der Texte und Reduktion des Materials zur weiteren Analyse
2) Strukturierung: hier findet die Bestimmung von Analyseeinheiten statt und die Strukturierungsdimensionen werden theoriegeleitet festgelegt. Die Ausprägungen werden anhand eines erweiterten Fragenkatalogs nach der Methode Gerhard Kleinings festgelegt.
3) Explikation: Hier soll im Rahmen der weiten Kontextanalyse theoretisches Hintergrundwissen expliziert werden, welches relevante auf den Text bezogene Informationen liefern kann. Ausgewählte Textstellen werden erklärt, verdeutlicht und erläutert.

Mayrings Ansatz soll mit den Ausführungen des Soziologen Gerhard Kleining, der sich mit der qualitativ-heuristischen Textanalyse beschäftigt, verbunden werden. Dieses Verfahren stellt einen eher explorativen Zugang zum Text dar und kann auf alle Arten von Texten, eben auch auf wissenschaftliche, angewandt werden. Kleining definiert wissenschaftliche Heuristik als „die Entwicklung und Anwendung von Entdeckungsverfahren in regelgeleiteter Form“ (Kleining 1995: 225). Das Arbeiten mit einem Analyseschema wird auch von Mayring als sehr wesentlich für die Inhaltsanalyse hervorgehoben, da ansonsten subjektive und willkürliche Interpretationen anstelle einer von wissenschaftlichen Grundsätzen geleiteten Forschung betrieben würden. Kleinings Form der Textanalyse wird im Rahmen der von ihm als „entdeckende Sozialforschung“ beschriebenen Vorgangsweise diskutiert. Demnach gilt die Analyse als entdeckendes Verfahren, welches mit Hilfe des Dialogprinzips, das die Grundlage qualitativ-heuristischer Forschung darstellt, arbeitet (vgl. Kleining 1995: 228).

Die beiden grundlegenden Analysemethoden bezeichnet Kleining als „Beobachtung“ und „Experiment“, welche er anhand eines spezifischen Textes wie zum Beispiel den Neujahrsansprachen des ehemaligen Bundeskanzlers Dr. Helmut Kohl erläutert. Im Zuge der Beobachtung werden Fragen an den Text gestellt. Die Antworten auf diese Fragen gilt es aus dem Text zu extrahieren; erst im Nachhinein sollen die zuvor erörterten theoretischen Überlegungen miteinbezogen werden. Durch die Methode der Beobachtung kommt das vorhin erwähnte Dialogprinzip zum Tragen: durch permanentes Fragen und Hinterfragen wird der Text stets kritisch aus verschiedenen Perspektiven betrachtet, was zu erhöhter Objektivität in der Textbeschreibung führt. Forscher und Text stehen durch diesen Dialog interaktiv in Beziehung und tauschen sich aus; die gedankliche Weiterentwicklung des Textinhaltes kann dadurch zu neuen Erkenntnissen führen.

Als Ziel der Textanalyse führt Kleining „die Entdeckung von Zusammenhängen, die der Forschungsperson nicht erkenntlich waren“ an (Kleining 1995: 230). Diese Zusammenhänge werden einerseits in Form der Forschungsfrage verdichtend dargestellt sowie im Zuge eines systematischen Analyseschemas

(Fragenkatalog) im Detail untersucht, in Folge mit den theoretischen Ausführungen verknüpft und im Vergleich der Fachartikel diskutiert werden.

Kleining beschreibt auch die unterschiedlichen Forschungsgegenstände und soziale Wirklichkeiten, auf welche seine vielseitige Analyse angewendet werden kann. Neben realen „Dingen der Außenwelt“, wie Personen und Situationen, gesprochenen Worten und der eigenen Subjektivität, gibt es die Kategorie der geschriebenen Texte, zu denen unter anderem auch die „Denkweisen und Produkte von Wissenschaft und Technik“ gehören, genauso wie „alle Arten von Wertsystemen und Ideologien“ (Kleining 1995: 252).

Mit letzterem beschäftigt sich auch die renommierte Textanalysemethode der Kritischen Diskursanalyse. Das Hauptaugenmerk dieser Methode richtet sich auf soziale Probleme. Es geht „um den linguistischen Charakter sozialer und kultureller Prozesse und Strukturen“ (Titscher 1998: 180). Im Sprachgebrauch spielen Ideologie und Vergangenheit eine wesentliche Rolle, denn Machtbeziehungen sowie Gesellschaft und Kultur werden diskursiv geschaffen. Kritisch ist diese Form der Diskursanalyse deswegen, weil ihr eine inhärente Gesellschaftskritik innewohnt, welche soziale Probleme und verdeckte Ungerechtigkeit auf Dominanzverhältnisse zurückführt (vgl. Titscher 1998: 198ff). Es geht somit nicht nur um den Inhalt des Textes, sondern ebenso um die sozialen Verhältnisse, auf die er sich bezieht: „I shall use the term discourse to refer to the whole process of social interaction of which text is just a part” (Titscher 1998: 182). Diese kritische Perspektive soll auch in die von den Vorstellungen Kleinings und Mayrings geprägte Vorgehensweise mit einfließen.

Die Inhaltsanalyse wird in mehreren Schritten durchgeführt. Zunächst wird das ausgewählte Material, die Fachartikel, vorgestellt. Danach werden die Analysekriterien vorgestellt. Im Folgenden wird jeder Fachartikel systematisch nach dem Fragenkatalog bearbeitet, indem vor allem auf die nach Mayring „zentralste inhaltsanalytische Technik“ (Titscher 1998: 84) der Strukturierung Wert gelegt wird. Mit Hilfe des ersten, theoretischen Teils, welcher dem methodischen Teil vorangeht, soll zudem die „weite Kontextanalyse“ zur Anwendung kommen, welche ausgewählte Textstellen verdeutlicht und erklärt.

7.1 Material und Vorgehensweise

Gegenstand der Untersuchung sind ausgewählte Fachartikel der letzten sechs Jahre aus der familiensoziologischen Zeitschrift „Journal of Marriage and Family“, die sich mit dem Thema Work-Family Balance auseinandersetzen. Die Zeitschrift zählt seit rund 70 Jahren zu den renommiertesten Publikationen im Feld der Familienforschung. Neben theoretischen Schwerpunkten liegt das Hauptaugenmerk vor allem auf der Darstellung von Forschungsergebnissen, Rezensionen sowie der kritischen Diskussion. Hinter dem Journal steht das amerikanische „National Council on Family Relations“, dessen Leitspruch lautet: „Catalysing research, theory and practice“. Auf seiner Homepage gibt das Council an, sich explizit an Wissenschafter, Pädagogen und Fachpublikum zu wenden. Jedoch zählt das NCFR auch Öffentlichkeitsarbeit zu seinen Aufgaben: „Promoting family through public policy education. NCFR researchers and educators interpret and disseminate information on families to inform legislators and decision-makers about the possible impact of policy of families” (vgl. Homepage des NCFR).

Anstatt viele verschiedene Zeitschriften zu durchsuchen, wurde das “Journal of Marriage and Family” vor allem deswegen für die folgende Analyse ausgewählt, weil es eine der führenden Publikationen auf dem Gebiet der Familiensoziologie darstellt und somit in hohem Maße die aktuell in der Öffentlichkeit diskutierten Themen aufgreift und widerspiegelt. Aufgrund der Abstracts wurden jene Artikel ausgewählt, in denen für die Work-Family Balance relevante Thematiken angesprochen werden. Es wurden die Ausgaben des Journals der letzten sechs Jahre durchsucht. Die Gruppierung von Artikeln in Themenbereiche gestaltet sich äußerst schwierig, da in vielen Fällen Überlappungen bestehen. Trotzdem lassen sich bestimmte Tendenzen des „Journal of Marriage and Family“ hervorheben. Insgesamt handelt es sich um 511 Artikel in den Jahren 2004 bis 2010, die vom Journal selbst in Kategorien gefasst werden, welche jedoch von Ausgabe zu Ausgabe variieren. Die drei wesentlichsten Bereiche, zu denen mit Abstand die meisten Artikel existieren, sind die Rubriken „General Interest“, „Marriage“

sowie „Parenting“ mit jeweils über 70 Artikeln. Bezüglich der Elternschaft besteht ein sehr deutlicher Schwerpunkt in der Väterforschung. Dies zeigt sich in den öfter genannten Kategorien des Journals wie „Fathers & children“, „Fathers & Fatherhood“, „Fathering“ oder „Men's family roles“ (27 Artikel). Eine weitere deutliche Schwerpunktsetzung gibt es im Bereich Scheidung („divorce“ mit 31 Artikeln). Unter den fünf meist behandelten Themen findet sich mit 30 Artikeln auch „Work and Family“, beziehungsweise „Paid Work & Family Life“. Dieser Themenbereich stellt demnach durchaus einen relevanten Anteil der in der Zeitschrift diskutierten Aspekte. Jedoch wird bei genauerer Betrachtung der Themen klar, dass Work-Family Balance in deutlich mehr Artikeln, wenn auch indirekt, eine Rolle spielt. Der später in dieser Arbeit analysierte Artikel „Gender Equality or Primacy of the Mother“ von Perälä-Littunen etwa bezieht sich deutlich auf das Thema Elternschaft. Dieser Bereich und die Einstellungen zu Rollenbildern haben jedoch entscheidende Auswirkungen auf die Bewältigung der Kinderbetreuung und demnach auch auf Work-Family Balance. Es ist somit zu berücksichtigen, dass viel mehr Artikel als jene, die sich laut der Auszählung explizit dem Thema der Vereinbarkeit widmen, sich ebenso zu relevanten Work-Family Themen äußern. Weitere Schwerpunkte betreffen Überlegungen zur Forschung („Theory and Method“, 26), Jugend („Adolescence and Youth in Families“, 23), Gewalt („Violence“, 18) und Ethnizität („Race and Ethnicity“, 16). Der hohe Wert zu Theorie und Methode ist dadurch zu erklären, dass sich eine Spezialausgabe (Vol. 67, No. 4, 2005) nur diesem Schwerpunkt widmet – in allen anderen Ausgaben findet sich jedoch dieses Thema nicht. In deutlich geringerem Maße werden Bereiche wie sozialer Wandel („Families and Social Change“), Alleinerzieher („Single-Parent Families“) oder Sexualität („Sexuality“) behandelt[6].

Sehr viele Artikel sind von einer landesspezifischen Sichtweise geprägt, was sicherlich mit den Grenzen der Erhebungsmethodik und Vergleichbarkeit

[6] Eine Auszählung der Artikel im „Journal of Marriage and Family“ von 2004 bis 2010 nach Themenbereichen ist im Anhang zu finden.

erklärbar ist. Es wird demnach in den meisten Fällen auch der kulturspezifische Blickwinkel berücksichtigt.

Auch der für wissenschaftliche Fachartikel typische Aufbau soll berücksichtigt werden. So gestaltet sich ein Artikel durch einen Abstract zu Beginn, der den Inhalt des Artikels kurz und bündig darstellt. Danach folgt zumeist ein Überblick über bisherige theoretische und empirische Forschungsergebnisse zum Thema, sowie daraus resultierende Vorannahmen zur eigenen Forschung. Nach der theoretischen Einleitung wird die Methode dargestellt, gefolgt von den Resultaten und einer abschließenden Diskussion der Ergebnisse. Vor allem in der Diskussion am Ende der Forschung wird meist ein Zusammenhang mit der Praxis und mit der Verwertbarkeit der Ergebnisse hergestellt. Der Schwerpunkt der Analyse liegt in unserem Fall eindeutig auf dem theoretischen Teil sowie den Endergebnissen, während die Methode aufgrund des inhaltlichen Schwerpunktes nicht explizit diskutiert wird.

Der Fragenkatalog Kleinings umfasst für die Analyse relevante Fragen, die für diese Untersuchung von Fachartikeln abgeändert, präzisiert und erweitert wurden. Jeder Artikel wird in der detaillierten Besprechung auf die folgenden Fragestellungen untersucht werden. Ziel der Methode ist es, durch die Fragen bestimmte inhaltliche Schlüsse aus den Fachartikeln ziehen zu können, mit deren Hilfe zuletzt mögliche Zusammenhänge, Ähnlichkeiten und Gegensätze der Diskussion rund um die Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Familie dargestellt werden können.

Die Vorgehensweise gestaltet sich folgendermaßen:

1) Erstes Lesen und Zusammenfassen des Textes

2) Festlegung der Strukturierungsdimensionen anhand Kleinings Fragenkatalog, ordnen der Inhalte nach den festgelegten Schwerpunkten (vgl. Titscher 1998: 155, Holsti in Titscher 1998: 79):

Welche Themen werden angesprochen?

Hier spielt die von Mayring stets betonte (inhaltliche) Strukturierung des Textes eine wesentliche Rolle, das Material wird nach bestimmten Themen zusammengefasst. Dabei werden die Schwerpunktsetzungen herausgefiltert sowie die thematischen Blöcke im Laufe des Textes dargestellt. Es soll auch erörtert werden, wie das Thema behandelt wird und wer damit angesprochen wird. Da es um Work-Family Balance geht, stellt sich vor allem die Frage, welche Konflikte in diesem Bereich angesprochen werden, was als deren Ursache dargestellt wird und wessen Beteiligung als wesentlich erscheint. Zudem kann meist auch eine Schlussfolgerung aus dem dargestellten Konflikt gezogen werden, nämlich ob er glücklich, tragisch oder unsicher endet. Dies ist sicherlich der umfangreichste Punkt, der viele thematische Kategorien umfasst, die je nach Artikel mehr oder weniger relevant sind:

Was sind die Kernthemen und Schlüsselbegriffe?

Wie werden die Begriffe Arbeit, Hausarbeit etc. dargestellt?

Welche Hypothesen werden aufgestellt?

Welche Themen werden nach Meinung des Autors vernachlässigt?

Welche Vorannahmen werden zum Thema getätigt?

Was ist das Ziel der Untersuchung?

Werden Vorurteile und Probleme angesprochen?

Welche Gründe für Verhaltensweisen werden angeführt?

Welche Schwächen weist die Forschung auf?

Welche Resultate ergeben sich aus der Forschung? Wie werden sie interpretiert?

Welche Personen und Gruppen werden behandelt, wie beschrieben?

Auf welcher Grundlage wird klassifiziert und bewertet?

Hier geht es zunächst um die Frage, ob eher Frauen oder Männer angesprochen werden bzw. welche gesellschaftliche Gruppe das Ziel der Untersuchung ist (Frauen, Männer, Mütter, Väter, Kinder, Politiker, Arbeitnehmer, Arbeitgeber,

etc.). Auch die Bewertung und die impliziten Annahmen über jene Gruppen sind herauszufiltern.

Wie versteht der Autor sich selbst?
Zur Darstellung des Autors gehört die Frage, in welchem Namen (Autorität) die Aussagen getätigt werden. Eventuell kommt auch ein Selbstverständnis des (soziologischen) Forschers und seiner Verantwortung zum Ausdruck. Interessant ist sicherlich auch, für wen die Forschung durchgeführt wurde und ob es Auftraggeber oder Interessenten gibt und welche Erwartungen der Autor an die Forschung stellt.

Welche sprachlichen Besonderheiten gibt es?
Die Sprache der Wissenschaft, welche den Anspruch erhebt, stets neutral zu sein, ist, im Gegensatz zu oft emotional gefärbten Interviews oder Medieninhalten, besonders genau auf sprachliche Merkmale zu untersuchen. Hier gilt es, unauffällige oder versteckte Hinweise aufzudecken.

3) Explikation: Diskussion der Fachartikel im Vergleich. Hier sollen im Rahmen der weiten Kontextanalyse Zusammenhänge verdeutlicht werden.

Diese Vorgangsweise kann behilflich sein, die innere Struktur des Textes aufzudecken und seine inhaltlichen Stränge zu erörtern. Das Resultat der Befragung soll zuletzt ein tieferes Verständnis für den Bezug zur Praxis vermitteln und etwaige Anregungen – sei es für die öffentliche Diskussion oder für praktische Umsetzungen von notwendigen Veränderungen – liefern:

> *„Die […] Beschreibung eines Gegenstandes geht im Verlauf der Untersuchung über in die Aufdeckung seiner Struktur und, bei immer weiter getriebener Fragestellung, in seine Kritik, die Erscheinungsweisen auf ihnen zugrunde liegende gesellschaftliche Verhältnisse bezieht“* (Kleining 247).

8 Methodischer Teil: Inhaltsanalyse der Fachartikel

Die relevanten Artikel des „Journal of Marriage and Family“ wurden in 5 Themenbereiche aufgeteilt, um für den jeweiligen Bereich exemplarisch Artikel im Detail zu analysieren und somit eine repräsentative Auswahl für unterschiedliche Thematiken zu erhalten. Obwohl sich die Artikel natürlich inhaltlich überschneiden und mehrere Probleme ansprechen, wurden sie nach ihrem vorrangigen inhaltlichen Schwerpunkt gruppiert. Diese Schwerpunkte betreffen theoretische Überlegungen, Erwerbstätigkeit, Fürsorge und Hausarbeit, Elternschaft und Kinderbetreuung sowie internationale Perspektiven. Zunächst wird jeder Text einzeln im Detail vorgestellt, abschließend sollen die Artikel in ihrem Zusammenhang diskutiert werden.

8.1 Toward a Conceptualisation of Perceived Work-Family Fit and Balance: A Demands and Resources Approach

Voydanoff, Patricia
Journal of Marriage and Family Vol. 67, No. 4, 2005: 822-836

Voydanoffs Text unterscheidet sich inhaltlich wesentlich von den anderen, empirisch begründeten Artikeln, denn sie beschäftigt sich mit der theoretischen Seite der Diskussion. Die Autorin weist darauf hin, dass es zur Theorie der Vereinbarkeitsproblematik bisher relativ wenige Forschungen gab, die sich explizit mit dem Aufbau und der Struktur dieses Themenbereiches auseinandersetzen. Theorie wird in diesem Artikel als relevant für das tiefere Verständnis für die Vereinbarkeit sowohl für den Einzelnen als auch für Gruppen besonders hervorgehoben. So können etwa Arbeitgeber die Arbeitnehmer besser unterstützen, und auch Familien können eigene Maßnahmen und Prioritäten

setzen, welche unterstützend auf die persönliche Situation wirken können. Um adäquate Lösungsstrategien entwerfen zu können, muss man sich zunächst in einem ersten Schritt der grundsätzlichen Fragestellung bewusst sein.

Es wird versucht, ein konzeptionelles Modell für die Forschung zu entwerfen, welches die Elemente Beruf, Familie, Ansprüche, Ressourcen, Rollenverhalten, und Lebensqualität verlinkt. Schon durch die erwähnten Begriffe zeigt sich deutlich, dass in diesem Fall nicht lediglich die Bereiche Beruf und Familie unterschieden werden, sondern auch spezielle Beziehungen angesprochen werden, die sich aufgrund der Vereinbarkeit ergeben. Dieses Modell soll als Rahmenkonzept für die Untersuchung von Effekten sowie von tatsächlichen Ansprüchen und Ressourcen dienen. Dabei sollen vor allem Begrifflichkeiten verdeutlicht werden, indem ihnen eine bestimmte Bedeutung zugewiesen wird, sodass diese in der Forschung in Zukunft einheitlich verwendet werden können.

Im Zuge der inhaltlichen Erörterung der Vereinbarkeitsthematik werden vor allem Zusammenhänge und Themenbereiche hervorgehoben, die oft untersucht werden oder die von Wissenschaftlern als essentiell verstanden werden, und zwar in theoretischer und weniger in empirischer Hinsicht. Generell wird empirischen Tatsachen weniger Beachtung geschenkt, im Gegenteil soll das theoretische Modell eher der Forschung vorausgehen und eine Grundlage für diese Forschungsrichtung darstellen.

Als problematisch wird vor allem erachtet, dass die Konzepte rund um Work-Family Balance bisher sehr uneinheitlich verwendet wurden, wodurch Unordnung und Verwirrung entstehen. Wie schon in den anderen hier untersuchten Fachartikeln deutlich wurde, wird meist im Vorfeld der empirischen Diskussion viel theoretischer Background zitiert, der sich meist widerspricht oder paradoxe Ergebnisse bringt. Dadurch wird es folglich für den Leser auch schwieriger, die präsentierte Forschung in einen sinnvollen Zusammenhang mit bisherigen Ergebnissen zu stellen, was die Gültigkeit der Forschung als Ganzes in Frage stellen kann. Voydanoff weist den Begriffen rund um Work-Family Balance inhaltliche Thematiken zu, sodass die Struktur deutlicher wird und die Forschung mit den nötigen Abgrenzungen besser arbeiten kann. Es soll aufgezeigt werden,

wie unterschiedlich damit in der Forschung umgegangen wird, und dass deswegen oft widersprüchliche Ergebnisse resultieren. Zum Beispiel wird der Einfluss von kleinen Kindern manchmal als negativer Faktor hinsichtlich der Work-Family Balance gesehen, in anderen Studien jedoch nicht.

Im Artikel wird Work-Family Balance im Wesentlichen als ein Rollenkonflikt beschrieben. Die Rolle der Erwerbstätigkeit harmoniert nicht mit der Familienrolle, folglich wird eine Rolle schwieriger zu bewerkstelligen, weil man sich auch in einer anderen engagiert. Dennoch verlangt der scheinbar einfache Begriff der Work-Family Balance laut Voydanoff nach einer genaueren Erläuterung, da er in der Fachliteratur oft unterschiedlich verwendet wird. Manchmal drückt er generelle Harmonie aus, dann wieder bezieht er sich auf den Erfolg, gesellschaftlichen Rollenanforderungen zu genügen. Manchmal bezeichnet er Stabilität trotz sich verändernder Ansprüche, dann wieder stellt er Nachfragen und Ansprüche ohne Berücksichtigung von Ressourcen dar. Unter Balance kann die Abwesenheit von Konflikt verstanden werden, aber auch die Ergänzung und das Zusammenspiel verschiedener Lebensbereiche. Je nach inhaltlicher Fragestellung sollte man nach Voydanoff deshalb einen anderen, dynamischen Zugang wählen, da die scheinbar ähnlichen Begrifflichkeiten keinesfalls alle dieselben Perspektiven ansprechen.

Nicht zuletzt wird darauf hingewiesen, dass die theoretische Fundierung in Folge auch eine Orientierung für die Entwicklung von Maßnahmen zur Vereinbarkeit in der Praxis darstellt. Sie kann mitunter Verständnis dafür liefern, wie Anstrengungen seitens Familien und Arbeitgebern zu erfolgreicherem Rollenverhalten und erhöhter Lebensqualität führen können. Im Groben liegt die Aufgabe von politischen Programme nach Voydanoff darin, Ansprüche zu senken und Ressourcen zu erhöhen.

In dem theoretischen Modell wird das Schlagwort „Konflikt“, welches die Diskussion in der Öffentlichkeit und Politik in hohem Maße dominiert, nicht verwendet. Stattdessen arbeitet Voydanoff mit dem englischen Begriff „fit“, der im Gegensatz zum Konflikt jene Situation bezeichnet, wenn der Einzelne den an ihn gestellten Ansprüchen gerecht werden kann und wenn genügend Ressourcen

zur Verfügung stehen, um Bedürfnisse zu stillen. Es wird also ein deutlich positiv besetzter Begriff verwendet, der die erfolgreiche Bewältigung anspricht, anstatt die Konfliktgeladenheit der Vereinbarkeit noch stärker zu betonen, als es ihrem Wesen ohnehin schon innewohnt. Beim theoretischen Zugang wird demnach auch auf die Formulierung von Konzepten Wert gelegt und man scheint sich dessen bewusst zu sein, dass Inhalte auch durch die Art und Weise des Sprachgebrauchs wesentlich beeinflusst werden.

8.2 Family Roles and Work Values: Processes of Selection and Change

Kirkpatrick Johnson, Monica

Journal of Marriage and Family Vol. 67, No.2, 2005: 352-369

In diesem Artikel wird untersucht, ob die Familiengründung durch Hochzeit und/oder Elternschaft die „work values" im Erwerbsleben beeinflussen. Unter „work values" versteht man die Einstellungen zur Begehrtheit von bestimmten Merkmalen in der Arbeit, wie etwa Bezahlung, Prestige oder Weiterbildung. Interessant ist vor allem der in diesem Artikel erstrebte umgekehrte Zugang zu diesem Thema, denn während zwar generell anerkannt ist, dass die Beziehungen zwischen Familie und Arbeit „bidirectional" sind, legen die meisten Studien ihren Schwerpunkt dennoch eher auf den Einfluss der Arbeit auf Werte und Verhalten im Familienleben. Wenig Aufmerksamkeit hingegen erreichte bisher der hier analysierte Prozess, nämlich, wie Familienrollen und Verhalten im Privatbereich die Arbeitsvorstellungen prägen oder wie sie auf die Arbeit zurückwirken. Kurz gefasst, hängt die Veränderung von „work values" vom Zeitpunkt der Familiengründung in Zusammenhang mit dem Karriereverlauf ab. Diese Beeinflussung lässt sich in die genannten zwei Richtungen analysieren. Der

Beitrag der Studie liegt nach der Autorin vor allem im Bereich der Beeinflussung von Familien- und Arbeitserfahrungen.

Da es um Heirat und Elternschaft geht, bezieht Kirkpatrick Johnson lediglich Familiengründung im Zeitraum von 20 – 30 Jahren ein. Obwohl sich sicherlich viele Menschen in dieser Gruppe wiederfinden, gibt es gerade in modernen Zeiten die Tendenz dazu, erst nach 30 eine Familie zu gründen. Basierend auf Daten aus der Youth Development Study (Beginn 1988 in Minnesota) werden im Folgenden mehrere Hypothesen getestet.

Zunächst beschreibt Kirkpatrick Johnson als Grundlage für ihre Annahmen zwei Arten von Belohnungen („rewards"), nämlich die intrinsische und die extrinsische. Erstere ist vor allem mit Motivation, Herausforderung und Verantwortung zu beschreiben und hat demnach viel mit Selbstverwirklichung zu tun. Die extrinsische Belohnung hingegen erfolgt in Form von äußeren Einflüssen wie Bezahlung, Sicherheit oder Prestige und wird meist mit dem finanziellen Aspekt des Erhalts einer Familie assoziiert. Personen mit eher niedrigem Status sind deshalb eher extrinsisch geprägt, während sich Menschen mit höherem Status es sich leisten können, nach intrinsischer Belohnung zu streben. Hochzeit und Elternschaft werden diesbezüglich als markante lebensverändernde Übergänge betrachtet, denn nach deren Eintritt liegt der Schwerpunkt aufgrund finanzieller Überlegungen eher im extrinsischen Bereich.

Kirkpatrick Johnson nennt viele frühere Forschungen zum Thema und deren bekannte Ergebnisse, etwa dass mit dem Eintreten der Elternschaft Männer tendenziell mehr arbeiten und Frauen weniger. Es folgen viele weitere Untersuchungen und bisherige Forschungen zum Thema. Dadurch entsteht ein Überblick der momentanen Ergebnisse, wodurch ein tieferes Verständnis für aktuelle Tendenzen geschaffen wird. Zunächst wird beschrieben, wie die „work values" von jungen Erwachsenen die Entscheidung zur Familiengründung beeinflussen, bevor die eigene Forschung zur Sprache kommt, die den umgekehrten Einfluss nach bereits erfolgter Familiengründung erkundet. In vielerlei Hinsicht werden dabei paradox anmutende Studien zitiert und es wird auf

die unterschiedlichen und teils widersprüchlichen Ergebnisse der bisherigen Forschung hingewiesen. Warum dies jedoch so ist, bleibt offen.

Mit dem Eintreten von Heirat oder Elternschaft müssen plötzlich ganz neue Entscheidungen getroffen werden, die Prioritätensetzung ändert sich. Mit Eintritt in die Familienrolle verschieben sich die „work values", wobei sich Heirat und Elternschaft für Männer und Frauen teilweise unterschiedlich auswirken können. Während eine gängige Annahme der Familienforschung darin besteht, dass Männer nach der Heirat mehr und Frauen hingegen weniger arbeiten, geht Kirkpatrick Johnson von einer anderen Annahme aus. Nachdem Frauen in modernen Zeiten oft genauso im Arbeitsprozess bleiben wie Männer, legen sie vermutlich genauso viel Wert auf extrinsische „work values", somit wird nicht von geschlechtsspezifischen Veränderungen ausgegangen. Die Hypothese lautet demnach, dass Heirat die extrinsische Orientierung für Männer und Frauen gleichermaßen erhöht. Eine zweite Hypothese besagt, dass auch die Elternschaft die extrinsische Orientierung für Männer erhöht, für Frauen gilt dies eher für Unverheiratete als für Verheiratete.

Die Resultate zeigen, dass Elternschaft tatsächlich die extrinsischen „work values" für beide Geschlechter erhöht, sich jedoch auch auf intrinsische Motivation positiv auswirkt. Dass sich die Elternschaft sowohl auf die „work values" von Männern als auch Frauen auswirkt, nimmt Kirkpatrick Johnson zum Anlass, um die Tendenz zu widerlegen, dass nur die Mutterschaft als ein grundlegender Zustand der Identitätsfindung gesehen wird, während Vaterschaft Männer nicht annähernd im selben Maße berührt. Nicht nur die Rolle der Frau, sondern auch die des Mannes und der Vaterschaft werden – wenn auch nicht im selben Ausmaß – explizit angesprochen.

Hinsichtlich Heirat jedoch verminderte sich entgegen der Annahme der Autorin für Frauen die extrinsische Orientierung und es wurden sowohl bei Männern als auch bei Frauen intrinsische Motive deutlich zurückgestellt. Bezugnehmend auf frühere Forschungen ist dieses Ergebnis auch nicht überraschend. Erstaunlich ist eher Kirkpatrick Johnsons optimistische Annahme, es hätte sich in den Geschlechterrollen bereits so viel verändert, dass praktisch keine Unterschiede in

dieser Hinsicht vorherrschen würden. Denn obwohl die Moderne sicherlich zahlreiche Neuerungen auf dem Gebiet der Gleichstellung mit sich bringt, mutet es doch voreilig an, sofort von einer neuen Konstellation auszugehen, in der es für Frauen am Arbeitsmarkt keinerlei Veränderungen nach der Heirat gibt.
Zu den Ergebnissen der Studie zählt weiters, dass eine frühe intrinsische Orientierung dazu führt, die Familiengründung nach hinten zu verschieben weil man stattdessen auf Arbeitserfahrung und Weiterbildung setzt. Weist man schon als junger Erwachsener eine eher extrinsische Orientierung auf, so besteht eine positive Korrelation in Zusammenhang mit Heirat und Elternschaft im frühen Erwachsenenalter. Demnach beeinflussen frühe Einstellungen die Familiengründung.
Die Autorin spricht vor allem Familienwissenschaftler an und stellt in ihrem Artikel besonders heraus, dass ihre Studie ein dynamisches Element in der weit akzeptierten Forschung, die sich mit Arbeit und Familie beschäftigt, beizutragen vermag. Am Ende wird darauf hingewiesen, dass in Zukunft vor allem das Thema Work-Family Enrichment erforscht werden sollte. Der Terminus bezieht sich auf die Idee, dass das Engagement in einer Rolle sich auch auf eine andere Rolle positiv auswirkt.

8.3 Gender Differences in Restricting Work Efforts Because of Family Responsibilities

Maume, David J.
Journal of Marriage and Family Vol. 68, No. 4, 2006: 859-869

Im Zuge dieses Artikels werden die bestimmenden Faktoren für die Einschränkung von Arbeitsbemühungen zugunsten des Familienlebens untersucht, wie etwa das Reduzieren von Arbeitsstunden oder das Verweigern von

beruflichen Reisen. Der Autor arbeitet mit Daten der National Study of the Changing Workforce aus dem Jahr 1992.

Maume beginnt seinen Artikel mit der Feststellung, dass in auf Gleichheit beruhenden Familien angenommen wird, dass familiäre und arbeitsbezogene Verpflichtungen gleichermaßen berücksichtigt würden. Obwohl diese Annahme durchaus schlüssig wirkt, so ist sie doch eine stark vereinfachte Darstellung der gängigen Einstellungen und kann sicherlich nicht als Ausdruck der tatsächlichen gegenwärtigen Lage verstanden werden, sondern lediglich als Wunschdenken auf dem Weg zu einem egalitären Geschlechterverhältnis. Des weiteren wird jedoch eingangs erwähnt, dass die Forschungsresultate zeigen, dass die Prioritätensetzung auf dem Gebiet der Arbeit eher auf Traditionalismus denn auf das Gleichheitsprinzip zurückgeführt werden kann. Diese anfängliche Abgrenzung dient offensichtlich dazu, die Ergebnisse der Forschung mit einer anderen Annahme kontrastieren zu können. Dennoch lässt sich aufgrund bisheriger Forschung schon erahnen, dass Maumes Ergebnisse eher den Erwartungen entsprechen als völlige Gleichberechtigung. Auch später im Text wird nochmals erwähnt, dass der gängigen Meinung nach („we would expect“) Frauen und Männer in gleichberechtigten Familien den Beruf gleichermaßen zurückstellen würden, wenn seitens der Familie mehr Ansprüche gestellt werden. Es stellt sich jedoch die Frage, ob Gleichberechtigung in diesem Sinne überhaupt möglich oder in einem solch hohen Ausmaß realistisch ist. Denn meist liegt die Entscheidung zur traditionellen Rollenaufteilung einfach darin begründet, dass Männer mehr verdienen und dieses Geld im Zuge der Familiengründung dringend benötigt wird. Somit richtet sich die Entscheidung allein nach finanziellen Mitteln – jener Partner, der mehr verdient, wird weiterarbeiten, um die Familie zu unterstützen. Dieses “Breadwinner Modell“ beruht demnach nicht unbedingt auf Einstellungen, sondern auf finanziellen Überlegungen, die wiederum auf die ungleiche Struktur des Arbeitsmarktes zurückzuführen sind. Obwohl es zwischen allen Lebensbereichen Verflechtungen gibt, wäre die Problemstellung nicht nur eine Frage der Gleichberechtigung in der Familie, sondern hängt genauso von der ökonomischen und politischen Struktur ab. Maumes Formulierung über

Gleichberechtigung ist eine stark vereinfachte Annahme, die jedoch in ihrem Sprachgebrauch darauf hinzuweisen scheint, dass es sich eher um Einstellungen handelt, die entweder von den Menschen selbst oder seitens der Wissenschaft getätigt würden. Ohne zusammenhängende Erklärung steht diese Aussage somit in einem bedeutungslosen Raum. Jedoch wird später im Text klar, dass sich der Autor dem Unterschied zwischen theoretischen Annahmen und dem tatsächlichen Verhalten der Menschen durchaus bewusst ist. Demnach dürfte die Ambivalenz der Aussagen zur Gleichberechtigung lediglich eine unglückliche Formulierung darstellen.

Eine wesentliche Fragestellung in der bisherigen Forschung war, ob Männer aufgrund der zunehmenden Erwerbstätigkeit der Frauen nun mehr Prioritäten auf das Familienleben setzen. Heute ist klar, dass beide Partner, wenn sie es wollen, durchaus die Möglichkeit haben, zu gleichen Teilen sowohl Versorger als auch Betreuungspersonen zu sein. Dies würde laut Maume eine „dramatische Veränderung“ im Rollenverhalten darstellen. Obwohl es im Denken der westlichen Gesellschaften und in theoretischer Hinsicht durchaus viele Umbrüche gab, herrscht in der Praxis faktisch meist noch eine Rollenteilung vor, die der als ideal empfundenen Bewältigung der Vereinbarkeitsanforderung dient, was auch durch einige im Artikel zitierte Forschungen bestätigt wird. Demnach ist die Anpassung unter Frauen an die Erwerbstätigkeit der Männer viel höher als umgekehrt. Die Einschränkung von Arbeitsbemühungen aus Rücksichtnahme auf die Familie offenbart in jedem Fall die Prioritätensetzung der Arbeits- und Familienrolle.

Im Zuge der Erörterung der theoretischen Literatur werden einerseits Hinweise auf Gleichberechtigung, die eher in den jüngeren Generationen verbreitet ist, berücksichtigt, da der Frauenerwerbstätigkeit durchaus ein hoher Stellenwert eingeräumt wird. Allerdings gibt es ebenso Hinweise auf Traditionalismus, wonach nicht alle Frauen nach Karriere streben und die Karriere von Männern von der Vaterschaft weitgehend unbeeinflusst bleibt. Des Öfteren wird die Notwendigkeit für weitere Forschungen auf diesem Gebiet betont, die arbeits- und familienbezogene Prioritäten gleichermaßen und ausgewogen darstellen.

Durchweg kritisch gibt sich der Autor auch gegenüber Einstellungsmessungen, die offensichtliche Fehlschlüsse nach sich ziehen könnten. So wirkt etwa die Zustimmung zu Gleichberechtigung seitens der Männer wenig überzeugend, wenn zwar progressive Ideologien dargestellt werden, diese jedoch faktisch ignoriert werden, wenn es um tatsächlichen Work-Family Konflikt geht.

Die Ergebnisse zeigen, dass Männer im Beruf für die Familie umso weniger zurückstecken, je älter sie werden und je prestigeträchtigere Jobs sie innehaben. Frauen hingegen nehmen deutlich mehr Einbußen im Beruf hin, um für die Familie zur Verfügung zu stehen. Mit jedem Kind gibt es eine umso höhere Bereitschaft, beruflichen Ambitionen weniger Priorität zuzuweisen. Im Text wird auch eine gewisse Abwehrhaltung seitens der Männer impliziert, was bedeutet, dass es sich in diesem Fall nicht lediglich um einen Geschlechterunterschied handelt, welcher nur durch äußere Umstände bedingt ist, sondern um eine grundsätzliche Einstellung. Demnach lassen Männer ihre familiären Verpflichtungen nicht die beruflichen Ambitionen stören („allow... to intrude“).

Die Rollen bezüglich Beruf und Familie sind deutlich von Traditionalismus geprägt, da Frauen ihre Arbeitsbemühungen an die Bedürfnisse ihrer Partner und Kinder angleichen. Dieses Verhalten seitens der Frauen wird bis zu einem gewissen Grad vorausgesetzt, obwohl vielerorts die Einstellungen nach und nach fortschrittlicher werden. Ein Teil des Geschlechterunterschiedes hinsichtlich der Arbeitseinschränkungen zugunsten der Familie kann auch damit begründet werden, dass Arbeitgeber voreingenommen sind, indem sie eher Männern die prestigeträchtigen und zeitaufwendigen Jobs und Frauen die instabilen, weniger intensiven Jobs zuweisen. Dieses Ergebnis widerspricht der eingangs erwähnten Annahme, das moderne Familienleben sei von Gleichberechtigung geprägt.

Der Autor äußert gegen Ende jedoch die Hoffnung, dass seit der Erhebung der in seiner Forschung verwendeten Daten im Jahr 1992 bereits mehr Veränderung im Bereich eingetreten sei. Dies begründet er mitunter durch die gestiegene Familienfreundlichkeit und die organisatorischen Veränderungen in Betrieben, die sich erst in den letzten Jahren herauskristallisiert hätten.

In der Schlussdiskussion seiner Forschung weist Maume darauf hin, dass es viele Forschungen gibt, die eine Unstimmigkeit zwischen den Wünschen und dem tatsächlichen Verhalten von Individuen und Firmen aufdecken. Es ist also durchaus Skepsis angebracht, wenn man glaubt, Einstellungen würden in Folge auch zu automatischen Verhaltensänderungen führen. Es müsste vor allem erforscht werden, wie die Bürger selbst über den Zustand und über ihre Optionen, über Konzepte und theoretische Perspektiven denken.
Zur Anregung für weitere mögliche Forschungsprojekte erwähnt der Autor das spezielle Wesen der Work-Family Balance („bidirectional"), welches zu einem Perspektivenwechsel beitragen könnte. Viele Studien beschäftigen sich mit dem Einfluss der Arbeit auf die Familie, jedoch weniger mit dem Einfluss des Familienlebens auf die berufliche Situation. Die besondere Herausforderung für zukünftige Forschungen ist, jene Aspekte aufzudecken, die zu mehr Gleichberechtigung in Familien beizutragen vermögen.

8.4 Informal Caregiving at Working Age: Effects of Job Characteristics and Family Configuration

Henz, Ursula,
Journal of Marriage and Family Vol. 68, No. 2, 2006: 411-429

Im dieser Forschung geht es um kausale Beziehungen zwischen Arbeit und informeller Fürsorge für kranke, behinderte oder ältere Personen in Großbritannien. Henz geht von vornherein von einem Genderunterschied aus und führt ihre Auswertungen jeweils für Männer und Frauen aus.
Der Artikel beginnt mit einem Hinweis auf die Überalterung der westlichen Gesellschaften, die in den nächsten Jahrzehnten noch ansteigen wird. Somit wird vor allem diese Entwicklung für den Handlungsbedarf auf dem Gebiet der Fürsorge hervorgehoben. Henz weist auch auf den Einfluss von gesellschaftlich

verbreiteten Einstellungen auf die Fürsorgepolitik in Europa hin. Die dahingehende Wirkung ist wesentlich, um die Vereinbarkeit von Fürsorge und Beruf erleichtern zu können und um auf die Wünsche und Vorstellungen der Menschen einzugehen. Gerade darin besteht mitunter die Problematik: die Anforderungen und Ansprüche sowohl seitens der Fürsorge leistenden Personen als auch seitens der Fürsorge benötigenden Personen einschätzen zu können. Sowohl Familie als auch Beruf können eine Ressource oder eine Einschränkung darstellen.

Die drei Faktoren Beruf, Kinder und Fürsorge werden als „conflicting activities" dargestellt. Hier zeigt sich schon ein deutlicher Unterschied zu vielen anderen Work-Family Studien, die meist nur Beruf und Kinder berücksichtigen und die Fürsorgeproblematik ausblenden. Ebenso interessant ist der Begriff „conflicting", da hier implizit von widersprüchlichen Rollenvorstellungen und Ansprüchen ausgegangen wird, wie es schon bei Tazi-Preve diskutiert wird. Es wird vor allem betont, dass flexible Arbeitszeiten kein Allheilmittel für die Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und familiären Verpflichtungen darstellen. Henz spricht hier explizit von angebrachtem Skeptizismus gegenüber flexibler oder Teilzeitarbeit.

Im theoretischen Teil wird angeführt, wie viele Menschen in Großbritannien Fürsorge benötigen und wie viele sie leisten um einen Überblick über die tatsächlichen Verhältnisse zu geben. Vor allem zum Verhalten von Männern und Frauen und modernen Rollenanforderungen gibt es zahlreiche Studien, die unterschiedlichste Resultate präsentieren, etwa ob Kinder die Bereitschaft, Fürsorge zu leisten, beeinflussen. Dass sich die Ergebnisse der Studien zu Vereinbarkeit von Beruf und Fürsorge dermaßen widersprechen, liegt nach Henz mitunter an unterschiedlichen Nationalkontexten, ein Hinweis auf die politische Organisation und Diskussion des Themas.

Henz führt die Fähigkeit, mit Fürsorgeanforderungen umgehen zu können, auf drei Faktoren zurück, die einen wesentlichen Einfluss auf die Entscheidung des Einzelnen haben: Arbeitsstunden, Einkommen und Flexibilität. Alle drei können den Spielraum der Möglichkeiten, mit denen der Vereinbarkeitsproblematik begegnet wird, erheblich erweitern und zu adäquaten Lösungsstrategien beitragen.

Verfügt man über mehr Ressourcen wie Zeit und Geld, gibt einem dies mehr Entscheidungsfreiheit und mehr Mittel, um eventuell Aufgaben auch zu delegieren. Damit werden auch indirekt institutionelle Bewältigungsmöglichkeiten angesprochen, wie etwa Kinderbetreuung oder Dienstleistungen, welche die Hausarbeit betreffen. Henz betont jedoch auch, dass nicht nur die Ressourcen zur Bewältigung vorhanden sein müssen, sondern dass auch die Reaktionen zu Hause und im Arbeitsumfeld die Entscheidung genauso beeinflussen.

Henz beschäftigt sich mitunter mit der subjektiven Bewertung der beiden Sphären, spricht jedoch meist die Erwerbsarbeit an, ein Thema, welches hinsichtlich der Kosten-Nutzen-Rechnung im Artikel diskutiert wird. So setzt sie sich etwa mit der Anzahl der Arbeitsstunden und der subjektiven Zufriedenheit auseinander. Familienorientierung als Gegenpol zur Erwerbsorientierung wird deutlich weniger angesprochen, wohl auch deshalb, weil die Kosten und Nutzen im Privatbereich schwieriger zu erörtern sind. Jedoch wird dadurch mehr als deutlich, dass es zur Erörterung des Gegenpols zur Erwerbsarbeit offensichtlich an Begrifflichkeiten und konzeptuellen Vorstellungen mangelt, um die Sphäre adäquat darstellen zu können. Denn die Erwerbssphäre lässt sich leichter quantifizieren, sei es durch Arbeitsstunden oder Vertragsbestimmungen, während mit Hausarbeit eher Ideen wie Liebe, Emotion und Unterstützung assoziiert werden, die sich wesentlich schwieriger in vergleichbare Kategorien einordnen lassen.

Die Autorin nimmt an, dass Personen vor allem deswegen Fürsorgearbeit übernehmen, weil die tatsächliche Arbeit eben von jemandem geleistet werden muss („in response to an existing care need“). Dies widerspricht teilweise der Theorie, wonach vor allem Frauen auch von sich aus, aus Liebe (vgl. Tronto 1993), aus einer Erwartungshaltung oder aus Schuld heraus Fürsorge leisten. Die Bereitschaft, Fürsorge zu leisten, wird auch durch den Partnerschaftsstatus, Kinder, die Arbeitssituation etc. beeinflusst.

Das Ziel der in dem Artikel erbrachten Recherche ist, tieferes Verständnis für die geringere Bindung an den Arbeitsmarkt seitens Personen, die informelle Fürsorge

leisten, zu erlangen. Henz findet keine Anzeichen dafür, dass Teilzeitarbeit leichter mit Fürsorge zu vereinbaren ist als Vollzeitarbeit, da Frauen, die Teilzeit arbeiten, den Arbeitsmarkt eher verlassen als Vollzeitbeschäftigte. Stattdessen stellt Teilzeit eine eher marginale, temporäre Beschäftigungssituation dar. Im Folgenden stellt sie die Frage, ob Teilzeitarbeit tatsächlich einen guten Indikator für Flexibilität darstellt und ob der Schwerpunkt in der Politik so stark auf diesem Thema liegen sollte. Denn während nach Henz Flexibilität durchaus wichtig ist für den Bereich der einfachen und leichten Fürsorgearbeit, erfordert exzessivere Tätigkeit einen anderen Zugang. Außerdem spiele der Beruf keine so große Rolle bei der Entscheidung, Fürsorge auszuüben, sondern bedingt lediglich, *wie* die Pflegerolle wahrgenommen wird. In jedem Fall ist berufliche Flexibilität nicht genug, um Menschen, die informelle Pflege leisten, im Arbeitsprozess und am Arbeitsmarkt zu erhalten. Es werden somit durchaus politische Zugänge hinterfragt.

Gegen Ende weist Henz darauf hin, dass Rückschlüsse und Generalisierungen nur begrenzt möglich sind, weil die Daten nicht repräsentativ genug sind und bestimmte Informationen, etwa zum Schweregrad der Pflegebedürftigkeit, fehlen.

8.5 Why Emotion Work Matters. Sex, Gender, and the Division of Household Labor

Erickson, Rebecca J.
Journal of Marriage and Family Vol. 67, No. 2, 2005: 337-351

Erickson weist gleich zu Beginn darauf hin, dass es zwar viele Forschungen zum Thema Arbeitsteilung im Haushalt gibt, jedoch wurde das Phänomen „emotion work“ in bisherigen Untersuchungen nicht berücksichtigt. Sie spricht sogar von einer groben Vernachlässigung dieses essentiellen Themas in der Familienforschung. Den Schlüsselbegriff ihrer Forschung, Emotionsarbeit, sieht

sie als Ergänzung und Neuabgrenzung der Fürsorge, wodurch ein tieferes Verständnis für diesen Bereich geschaffen werden kann. Der Titel ihres Artikels „Why Emotion Work Matters“ impliziert, dass es hier darum geht, die Wertigkeit der Emotionsarbeit zu beweisen und sie im Bewusstsein anderer aufzuwerten. Im Artikel werden eher Frauen als Männer thematisiert, was eine Auszählung der Wörter „men“ und „masculine“ (60/18) bzw. „women“ und „feminine“ (79/26) ergibt.

Die Arbeit in der familiären Sphäre inkludiert nicht nur Hausarbeit und Kindererziehung, sondern eben auch Emotionsarbeit. Definiert wird der Begriff als Aktivität, die das emotionale Wohlbefinden anderer sicherstellen und emotionale Unterstützung gewährleisten soll. Es ist sozioemotionales Verhalten, welches nicht an außenstehende Personen delegiert werden kann.

Emotionsarbeit wurde historisch gesehen meist als ein natürlicher Ausdruck der Liebe von Frauen für ihre Ehemänner und Kinder verstanden. Im Zuge des Feminismus kam es jedoch zu einer neuen Perspektive, die Emotionsarbeit definitiv als „Arbeit“ im Sinne einer herausfordernden Tätigkeit konzeptualisierte, welche nach organisatorischen Fähigkeiten verlangt. Dazu gehören etwa Handlungen wie trösten, ermutigen oder unterstützen, die zwar einerseits als alltäglich empfunden werden, jedoch anderseits ein hohes Maß an emotionalen Fertigkeiten und Belastbarkeit erfordern und eine bestimmte Arbeitsrolle definieren.

Dass Emotionsarbeit bisher eher unterbewertet wurde, liegt an der mangelnden Anerkennung dieser fast unsichtbaren Tätigkeit, denn sie wird mehr als automatische Intimität und Unterstützung denn als Arbeit wahrgenommen. Sie gilt nur dann als erfolgreich, wenn sie möglichst mühelos wirkt, selbst wenn dies nur eine Illusion darstellt.

Neben Zeit, Einsatz und den organisatorischen Fähigkeiten erfordert Fürsorge eben auch die Fertigkeit, Betreuung im Sinne regelmäßiger emotionaler Zuwendung und Unterstützung zu liefern, etwa in Form von Mitgefühl, Zuhören und Ermutigung.

Erickson betont jedoch, dass Emotionsarbeit natürlich nicht nur als Arbeit definiert werden sollte, um lediglich die Belastung zu betonen. Sie sollte jedoch als Teil der Fürsorgearbeit anerkannt werden, um dem vollen Ausmaß der Tätigkeit Rechnung zu tragen. Denn ein Übermaß an Emotionsarbeit kann ebenso wie mühsame körperliche Arbeit zu psychischen Erschöpfungszuständen führen.
Zur Aufteilung der Hausarbeit gibt es einige Theorien, aufgrund derer Erickson folgende Hypothesen aufstellt: Je größer die ökonomische Abhängigkeit, desto mehr Hausarbeit, Kinderbetreuung und Emotionsarbeit werden geleistet. Je mehr Stunden in der Erwerbsarbeit geleistet werden, desto weniger Hausarbeit, Kinderbetreuung und Emotionsarbeit werden geleistet. Traditionelle Genderideologie unter Männern führt zu weniger Hausarbeit, unter Frauen jedoch zu mehr.
Als Grund für die Leistung der Fürsorge nennt Erickson, dass sich Frauen mehr verantwortlich fühlen, und zwar unabhängig von Einkommen, Ideologie oder Zeitmangel. Die meisten Frauen empfinden zwar die Aufteilung der Hausarbeit als ungleich, jedoch nicht als ungerecht. Sie ist keine Last, sondern ein Ausdruck der Liebe und Sorge um Familienmitglieder und somit ein wesentlicher Teil ihrer Identität. Diese Einsicht trägt zu einer ganz neuen Sichtweise bei, die empirisch auf eine Tatsache hinweist, die theoretisch meist vergessen wird, nämlich, dass die in der Bevölkerung tatsächlich vorherrschenden Meinungen und Einstellungen der Männer und Frauen nicht notwendigerweise mit feministisch motiviertem Gedankengut übereinstimmen. Mitunter liegt das Problem der Fürsorge nämlich nicht nur darin, dass das patriarchalische System oder die Einstellungen der Männer den Frauen gegenüber in manchen Bereichen Nachteile bringen, sondern dass die Frauen ihre Situation sowie die Dringlichkeit der notwendigen Veränderung nicht erkennen. Die Sozialisation und die Betrachtungsweise der „Normalbürger“ spielt demnach eine viel wichtigere Rolle als alle theoretischen Überlegungen.
Als erwartetes Ergebnis beschreibt Erickson, dass Frauen sich selbst deutlich weibliche Eigenschaften zuschreiben, während Männer sich eher mit typisch männlichen Eigenschaften beschreiben. Das Selbstbild scheint also wichtiger zu

sein als die theoretische postulierte Gleichberechtigung auf vielen Gebieten. Hinsichtlich Fürsorge aber zeigt sich eine interssante Tendenz: egal, ob sich Frauen eher maskulin oder feminin definierten, waren sie in beiden Fällen dazu geneigt, mehr Emotionsarbeit zu leisten, was Erickson auf eine Art der Genderkonstruktion zurückführt.

In der Conclusio zeigt sich Erickson erneut überrascht, dass eine so große Unachtsamkeit gegenüber dem Thema besteht, wo doch Emotion historisch gesehen eine sehr wesentliche Rolle in der Definition der weiblichen Familienrolle gespielt hat. Sie wendet sich explizit gegen den Mythos, dass Emotionsarbeit den Frauen „natürlich" innewohnt und plädiert für eine Eingliederung dieser Form von Arbeit als Teil der Arbeitsrolle der Frau. Denn Emotionsarbeit muss ebenso wie organisatorische Belange gemanaged und gelenkt werden und trägt nicht zuletzt in erheblichem Ausmaß zum Erhalt der Familie und Ehe bei.

Als Schwäche ihrer Studie führt Erickson mitunter an, dass die Verallgemeinerbarkeit dadurch eingeschränkt sein könnte, dass die Stichprobe nur weiße Personen umfasst.

8.6 Gender Equality or Primacy of the Mother? Ambivalent Descriptions of Good Parents

Perälä-Littunen, Satu

Journal of Marriage and Family Vol. 69, No. 2, 2007: 341-351

Gegenstand dieser Forschung, einer finnischen Studie, ist die Untersuchung von Beschreibungen guter Elternschaft. Die Teilnehmer der Untersuchung sollten in ihren eigenen Worten jene Eigenschaften beschreiben, die für sie eine gute Mutter oder einen guten Vater ausmachen.

Zunächst wird die spezielle Situation der Gender-Thematik in den nordischen Ländern beschrieben, um einen Rahmen für die vorliegende Forschung zu schaffen. Die Ideologie der Gleichberechtigung ist in diesen Ländern die Norm. In der Studie aber zeigt sich eine gewisse Ambivalenz, welche die Autorin als Resultat sozialen Wandels auffasst. Der Artikel beginnt mit der Feststellung, dass sich in den westlichen Gesellschaften viele grundsätzliche Veränderungen bezüglich der Frauenrolle (etwa die zunehmende Erwerbstätigkeit) und den Gender-bezogenen Einstellungen vollzogen haben. Eingangs wird darauf hingewiesen, dass das Familienleben aus zwei Perspektiven betrachtet werden kann, nämlich aus der des Wandels oder aus jener der Kontinuität. So wird seitens mancher Forscher angenommen, dass die Frauenerwerbstätigkeit die Bindung der Frau zur Kinderbetreuung sogar verstärkt hat, und dass sich Väter und Kinder nicht unbedingt näher kommen.

Anschließend wird Finnlands politisches und gesellschaftliches System genauer beschrieben, welches Gleichberechtigung in vielen Bereichen festgeschrieben hat. Der finnische Wohlfahrtsstaat hat viele feministische Ideen verinnerlicht und umgesetzt. Die Idee der Gleichberechtigung liegt nach der Autorin im Maternalismus begründet, nach dem die Elternschaft für Frauen den wichtigsten Bereich darstellt. In Finnland besteht Gleichberechtigung zwar insofern, dass mehr Frauen erwerbstätig sind, jedoch übernehmen sie nach wie vor den Großteil der Hausarbeit und Kindererziehung und werden auch systematisch schlechter bezahlt als Männer. Im Sinne der Gleichberechtigung wird das Ideal der Elternschaft in den nordischen Ländern als Erziehungsarbeit zu gleichen Teilen und in gleichem Ausmaß aufgefasst.

Die Autorin weist explizit darauf hin, dass der Terminus „Geschlecht“ in ihrem Artikel dezidiert als soziale Konstruktion aufgefasst wird, nicht als biologische Tatsache. Der Geschlechterunterschied spiegelt sich vor allem im Verständnis der Elternschaft wieder. Geschlecht in diesem Sinne bestimmt bis zu einem gewissen Grad die Alltagspraktiken im reproduktiven Bereich, denn Elternschaft wird wesentlich durch gesetzlich festgelegte Rechte und Verpflichtungen definiert. Sowohl gesellschaftlich festgelegte als auch ungeschriebene Normen legen so

fest, was von Eltern erwartet wird. Geschlecht spielt bei Frauen eine größere, stärker beeinflussende Rolle, weil sie dadurch in Abgrenzung zu den Männern zum „anderen“ Geschlecht werden. Indem das „andere“ Geschlecht angesprochen wird, geht die Autorin in ihrer Erörterung des Begriffes auf die klassischen Gender Studies zurück. Auch später im Text wird etwa Simone de Beauvoir namentlich erwähnt. Ebenso wird erwähnt, dass die soziale Konstruktion von Geschlecht immer auch mit Machtverhältnissen verbunden ist. So besteht etwa die Macht der Mütter in ihrem Einfluss auf die Demographie einer Gesellschaft. Auch historische Umstände spielen im Zusammenhang mit Geschlecht eine wesentliche Rolle. So wurden Frauen lange Zeit als moralisch überlegen dargestellt, da sie für die Erziehung der Kinder zu anständigen Bürgern sorgen, was wiederum dem Staat zugute kommt. Das Europa des 19. Jahrhunderts idealisierte die Mutterschaft und die Familie als soziale Institutionen, wodurch sich auch die klassische Arbeitsteilung in der Kernfamilie erklären lässt. In jüngerer Zeit wurde vor allem das Wohl des Kindes betont, wodurch auch die Mutterschaft verstärkt an Bedeutung gewann. In der Moderne wurde auch die Individualisierung zu einem essentiellen Konzept, wo die Verantwortung des Einzelnen im Vordergrund steht. Somit ist jeder seines Glückes Schmied, wodurch auch die Frauen autonom ihr Schicksal bestimmen können.

In der finnischen Politik, so die Autorin, wurde bezüglich der Elternschaft entweder die Mutterschaft bevorzugt oder es wurden Gender-Themen allgemein ignoriert. In vielen gesellschaftlichen Bereichen, sowohl von Frauen als auch Männern, von der Politik und von psychologischen Profis wird Mutterschaft generell meist für wichtiger als Vaterschaft gehalten. Im Wesentlichen herrschen in der Diskussion zwei Diskurse vor, nämlich jener der Dominanz der Mutterschaft oder jener der gleichberechtigten Elternschaft.

Weiters liegt eine Besonderheit der finnischen Politik darin, dass es vermieden wird, sich explizit auf ein Geschlecht zu beziehen. So wird etwa Gewalt an Frauen als „family violence“ bezeichnet und alles wird gender-neutral formuliert, was im Finnischen umso einfacher funktioniert, da es für Pronomen der dritten Person keine Geschlechterunterschiede gibt. Hier wird die Bedeutung des sprachlichen

Aspektes betont, indem sowohl Bezeichnungen als auch deren Gebrauch in der Öffentlichkeit und Politik hervorgehoben werden. Der Hinweis auf diese Unterschiede ist insofern wichtig, weil dadurch die Bedeutung des nationalen Kontextes der Diskussion verdeutlicht wird.

Zu den Resultaten lässt sich feststellen, dass es bei den Beschreibungen der Eltern meist Bilder der Mutter waren, welche die Aussagen dominierten. Mutterschaft scheint also hinsichtlich Elternschaft die Norm darzustellen, während Vaterschaft von dieser Norm ausgehend definiert wird. Die kulturellen Bilder von guten Müttern und guten Vätern wurden von den Teilnehmern in ihren eigenen Worten beschrieben. Während sich Mütter und Väter in manchen Bereichen unterscheiden, werden jedoch von beiden in der Erziehung Eigenschaften wie Liebe, Zuhören, Kontrolle, Ratschläge, Zeit, Geduld und Vorbildfunktion erwartet.

Unerwartet für die Autorin brachten die meisten Befragten jedoch Unbehaglichkeit zum Ausdruck, indem viele eher über gute Eltern sprechen wollten, weniger nur über die Mutter oder den Vater. Perälä-Littunen weist darauf hin, dass diese Ambivalenz in den Resultaten der vorliegenden Forschung nicht beabsichtigt war. Die meisten Befragten stellten Gleichberechtigung in den Vordergrund, vor allem die jüngeren Teilnehmer. Trotz dieser Einstellung begannen sie jedoch meist mit der Beschreibung einer guten Mutter und fügten dann hinzu, dass ein guter Vater ähnliche Qualitäten aufweisen sollte. Allerdings wurden auch einige Charakteristika genannt, die vorrangig nur der Vater haben sollte. So obliegt etwa die finanzielle Absicherung der Familie seiner Obhut, und er vertritt den Beschützer und die Autorität in der Familie.

Oft wurde auch die Meinung zum Ausdruck gebracht, dass heute im Gegensatz zu früher mehr Gleichberechtigung in der Erziehung vorherrscht, und dass sich besonders die Vaterrolle verändert hat, indem sich Väter aktiver an der Erziehung und am Familienleben beteiligen. Trotzdem wird betont, dass ein guter Vater den Kindern trotzdem nicht so nahe ist wie eine gute Mutter. Die Mutter wird demnach als der primäre Elternteil angesehen, anhand derer der Vater gemessen wird. Der Vater wird demnach am Ideal der Mutter bewertet, was der Idee vom

„anderen“ Geschlecht eigentlich widerspricht, da in vielen anderen Bereichen, wie etwa der Erwerbstätigkeit, die Norm meist anhand des männlichen Vorbildes definiert wird. Auch Gleichberechtigung wird oft so aufgefasst, dass Frauen die Position des Mannes anstreben. Bezüglich der Elternschaft hingegen scheint die umgekehrte Situation vorzuliegen, da die Mutter die Norm repräsentiert. Dieses Ergebnis wird jedoch im Hinblick auf seine vielen Bedeutungsschattierungen nicht weiter kommentiert, was dem wissenschaftlich-neutralen Anspruch durchaus gerecht wird. Trotzdem tauchen viele Fragen im Hinblick auf die Weiterverwertung der Resultate auf. Ist die Dominanz des Frauenbildes auf diesem Gebiet etwas, das nach Veränderung verlangt? Gestaltet sich diese Situation ungerecht für Frauen, weil sie nach dem Mutterideal streben müssen, oder für Männer, weil sie nicht an das Mutterideal herankommen? Von wem wird ein Anpassungsverhalten verlangt, und von welchen Faktoren werden die erstrebenswerten Aspekte definiert? Letztlich geht es auch um grundsätzliche Fragen der Wertigkeit von Erwerbstätigkeit, Hausarbeit und Elternschaft.
Da die Befragten zum Großteil Frauen waren, handelt es sich auch primär um deren Ansichten. Am Ende des Artikels wird betont, dass vor allem zu den Einstellungen der Normalbürger mehr Forschung betrieben werden sollte, die sich zudem mit verschiedenen nationalen Kontexten beschäftigen könnte.

8.7 A Cross-Cultural Test of the Work-Family Interface in 48 Countries

Hill, Jeffrey E. et al.

Journal of Marriage and Family Vol. 66, No. 5, 2004: 1300-1316

Während sich die meisten Fachartikel mit national-spezifischen Forschungen beschäftigen, wird in diesem Fall eine globale Perspektive einbezogen, indem ein Vergleich von 48 Ländern durchgeführt wird. Diese internationale Sichtweise stellt zwar einen größeren Aufwand dar, kann aber zu interessanten

Schlussfolgerungen führen, die sich nicht nur auf eine Nationalgesellschaft beschränken. Da die Datensammlung zudem über das Internet durchgeführt wurde und die Zielpersonen dadurch direkt kontaktiert wurden, hielt sich auch der Erhebungsaufwand in Grenzen.

Zunächst ist es wichtig festzuhalten, dass die Daten, nämlich das IBM 2001 Global Work and Life Issues Survey, von Forschern gesammelt wurden, die zum Teil für IBM (International Business Machines) tätig sind und daher ein besonderes Interesse an dem Auftrag seitens des Unternehmens bestehen dürfte. Zwei der beteiligten Wissenschaftler engagieren sich für die „Global Workforce Diversity", welche auf der Homepage von IBM folgendermaßen beschrieben wird: „Global Workforce Diversity is a cornerstone of IBM's strategy to differentiate itself as one of the world's great companies" (IBM Homepage).

Auch Aufbau und Ziel der Studie verdeutlichen, dass es sich in diesem Fall nicht unbedingt um eine vollends wissenschaftlich-neutrale Forschung handelt. Obwohl die Erhebungsmethoden und auch die Fragestellungen legitim sind, impliziert der Text eine Art Werbemaßnahme für IBM. So werden etwa in einem Abschnitt des Textes die bisherigen Initiativen des Unternehmens bezüglich Work-Family Balance dargestellt. Und während zwar des Öfteren mit unternehmerischem Geist darauf hingewiesen wird, dass es in vielerlei Hinsicht neue nützliche Maßnahmen für die zukünftige Work-Family Politik im Betrieb gibt, wird jedoch das Erwähnen von Kritik oder Versäumnissen tunlichst vermieden.

Der Artikel beginnt mit der Feststellung, dass Work-Family Balance einem weitreichenden Wandel unterliegt, im Zuge dessen die Industriegesellschaft sich nach und nach zur Informationsgesellschaft entwickelt. In einem kurzen Abriss werden die neuen Phänomene im Bereiche Erwerbstätigkeit wie etwa Globalisierung und die Verbreitung multinationaler Konzerne erwähnt. Die beruflichen Ansprüche an den Arbeitnehmer haben sich im Zuge des internationalen Wettbewerbs drastisch verschärft. Neben der Situation am Arbeitsmarkt hat sich ebenso die Konstellation der Familie verändert, indem sich Ideen der Gleichberechtigung und der Doppelverdiener langsam durchsetzten.

Das Ziel der präsentierten Forschung ist es, zu erörtern, ob Modelle der Work-Family Thematik, welche primär in wohlhabenden westlichen Staaten entworfen wurden, über verschiedene Kulturen weltweit gültig und gleichermaßen sinnvoll anwendbar sind.

In bisherigen Forschungen wurde meist betont, dass Flexibilität am Arbeitsplatz sowohl den Familien als auch den Unternehmen zugute kommen kann. Diese Annahme entspringt vor allem der Ideologie westlicher Länder, die sich stark der Individualisierung verschrieben haben, während Entwicklungsländer und asiatische Länder dabei eher weniger beachtet wurden. Ob sich das westliche Modell bei den dortigen Bedingungen der Vereinbarkeit ebenso anwenden lässt, wurde bisher nicht ausreichend erforscht.

Im theoretischen Überblick beschränken sich die Autoren auf relevante internationale Work-Family Literatur. Vereinbarkeit wird primär als Rollenkonflikt beschrieben, dem eine „bidirectional nature" innewohnt, denn meist wird nur der Einfluss der Arbeit auf die Familie erforscht. In dem vorgestellten Modell werden drei Elemente genannt, die einen hohen Zusammenhang mit Work-Family Konflikt aufweisen, nämlich berufliche Verantwortung, Reisen und Arbeitsaufwand. Auf der Seite der Familie wird der Konflikt vorrangig durch Heirat sowie die Anzahl und Betreuung von Kindern oder Angehörigen definiert. Die wichtigsten Themenbereiche der Schnittstellen zwischen Beruf und Familie, die im Zuge der Studie untersucht wurden, sind die genannten Elemente der Teilnahme am Berufs- und Familienleben sowie berufliche Flexibilität, Zufriedenheit im Beruf, sowie Konflikte auf beiden Seiten. Auch die Bezeichnung „Work-Family Fit" als Gegenteil des negativ behafteten Konfliktbegriffes wird miteinbezogen.

Beim Testen der Hypothesen stellt sich heraus, dass das genannte „Work-Family Interface Model" durchaus auch auf globale Daten angewandt werden kann, dass es kulturübergreifend ist und dass es einem Gender-Vergleich standhält. Die Gültigkeit des Modells über nationale Grenzen hinweg mag laut den Autoren mitunter auch darin begründet liegen, dass IBM als multinationaler Konzern eine so starke Firmenkultur besitzt, dass der Nationalkontext dadurch eher in den

Hintergrund gedrängt wird. Die Resultate zeigen, dass sich die aktive Teilnahme im Beruf, also ein Engagement in den genannten relevanten Bereichen Verantwortung, Reisen und Arbeitsaufwand, positiv auf Work-Family Konflikt auswirkt.

Berufliche Flexibilität wird hier als ein wesentliches Konzept hervorgehoben, welches eine Verminderung des Konfliktes bewirken und somit Voraussetzungen für bessere Vereinbarkeit schaffen kann. Es zeigt sich außerdem, dass die Zufriedenheit am Arbeitsplatz steigt, wenn sich Arbeit mit Familie konfliktfrei vereinbaren lässt.

Auf der familiären Seite äußert sich die Verantwortung für Kinder und Angehörige durchaus in erhöhtem Konfliktpotential, bei der Heirat ist allerdings kein solcher Zusammenhang ersichtlich. Während die Ergebnisse zum Großteil den Erwartungen der Forscher entsprachen, wurde jedoch zwischen Heirat und Vereinbarkeitskonflikt eine Korrelation angenommen. Der Konflikt sollte der Hypothese nach umso größer sein, je mehr Familienrollen angenommen würden. Im Gegensatz jedoch weisen die Daten darauf hin, dass das Vorhandensein eines (Ehe-)Partners den Konflikt sogar verringert und zu besseren Bewältigungsstrategien führen kann.

Bezüglich der Verantwortung für Kinder trägt die Fürsorgearbeit insbesondere bei Frauen erheblich zum Vereinbarkeitskonflikt bei. Obwohl die Teilnahme an der Hausarbeit seitens der Männer gestiegen ist, verrichten noch immer Frauen den Großteil. Es wird auch angesprochen, dass Frauen den Konflikt hinsichtlich der Vereinbarkeit stärker wahrnehmen und unter erhöhtem Druck stehen, beiden Lebensbereichen gerecht zu werden, während Männer von der Familie nicht in selbem Ausmaß eingenommen werden.

Der Vergleich von verschiedenen Ländergruppen zeigt, dass Work-Family Balance nicht unbedingt kulturspezifisch sein muss, sondern dass viele diesbezügliche Annahmen kulturübergreifend gültig sind. Obwohl es natürlich kleinere Abweichungen gibt, schlussfolgern die Autoren dennoch, dass die Work-Family Thematik über nationale Grenzen hinweg viele Gemeinsamkeiten aufweist. Über die Kulturen hinweg durchwegs vertreten ist auch die Ansicht,

dass die Arbeit die Familiensituation negativ beeinflussen kann, während dies umgekehrt kaum behauptet und wohl mitunter deswegen auch wenig erforscht wird.

Die Implikationen für Arbeitgeber und Arbeitnehmer werden in der Studie vorsichtig formuliert und diplomatisch diskutiert. Es wird darauf hingewiesen, dass die Studie explorativ ist und somit keine strikten Richtlinien für die Politik von multinationalen Unternehmen bieten kann. Jedoch vermag die Forschung durchaus Anregungen für mögliche Umsetzungen zu geben, und faktisch wird im Text noch sehr explizit erwähnt, welche spezifischen Lösungsvorschläge nützlich sein könnten. Die Autoren sprechen sich für zukünftige Investitionen seitens der Unternehmen in Work-Family Initiativen aus, wie etwa berufliche Flexibilität, damit die Zufriedenheit im Job, die ein wesentliches Merkmal erfolgreicher Vereinbarung ist, gewährleistet werden kann. Solche Maßnahmen könnten nicht nur in wohlhabenden westlichen Staaten und den USA wichtig sein, sondern in Folge auch in anderen Ländern zu erhöhter Lebensqualität beitragen. Als Beispiel wird etwa die stärkere Verwendung von Videokonferenzen genannt, welche die Arbeitnehmer von beruflichen Reisen entlasten könnte. Ebenso könnte Arbeit von zuhause aus sinnvoll sein, um näher am tatsächlichen Familienleben teilhaben zu können. Hier wird explizit auf die möglichen positiven Auswirkungen auf den Tagesablauf eingegangen. Flexibel zuhause arbeiten zu können kann es erleichtern, die Zeit einzuteilen und wichtige Familienmomente, wie gemeinsames Frühstücken oder das In-die-Schule bringen der Kinder, mitzuerleben.

Vereinbarkeitsmaßnahmen in Organisationen werden im Artikel nicht nur für Arbeitnehmer, sondern auch für die Unternehmen als sinnvolle und vor allem kosteneffektive Lösungen dargestellt. Als Pluspunkt für Unternehmen wird auch angeführt, dass berufliche Flexibilität auch den Kontakt zu Arbeitnehmern und Kollegen in allen Teilen der Welt und in verschiedenen Zeitzonen erleichtern kann.

Wie eingangs bereits erwähnt wurde, handelt es sich um eine Studie zum multinationalen Konzern IBM. Alle Befragten sind Mitarbeiter dieses Unternehmens aus verschiedenen Ländern, und die Forschung selbst wurde

ebenso von Mitarbeitern durchgeführt. Dieses Faktum alleine relativiert die Wissenschaftlichkeit der Studie, und nach der eingehenden inhaltlichen Erschließung wird der Umstand der Voreingenommenheit noch deutlicher. Es werden zwar bis zu einem gewissen Grad die Grenzen der präsentierten Forschung angesprochen, wie etwa die generell höhere Bildung und das höhere Gehalt von IBM Mitarbeitern. Ob sich die Resultate als solche auf andere multinationale Firmen in anderen Branchen übertragen lassen, ist somit unklar. Jedoch wird für eventuelle Limitierungen sofort eine Begründung genannt, etwa dass die Beschränkung auf nur ein Unternehmen aufgrund der besseren Kontrolle von Drittvariablen stattfand. Zudem wird auf aktuelle Versäumnisse oder Probleme des Unternehmens nicht eingegangen, denn erwähnt werden entweder nur bereits geschaffene erfolgreiche Maßnahmen oder zukünftige Ambitionen seitens IBM, welche – beabsichtigt oder nicht – zur Imagepflege beitragen und eine selektive Perspektive darstellen.

Es wird letztendlich geschlussfolgert, dass das genannte Modell der Vereinbarkeit, welches im Westen geschaffen wurde, auch kulturübergreifend angewandt werden kann und somit eine Orientierungshilfe darstellt. Während Wirtschaftslage und Ideologie (Stichwort Individualismus) nicht irrelevant sind, ergibt sich trotz dieser landesspezifischen Differenzen eine sehr ähnliche Zugangsweise zur Unternehmenspolitik. Die Erarbeitung einer Work-Family Politik in multinationalen Organisationen dürfte den Ergebnissen der Studie nach nicht so schwierig sein, wie es immer angenommen wird.

9 Diskussion: Fachartikel im Vergleich

Die vorgestellten Artikel beschäftigen sich mit wesentlichen Bereichen der Vereinbarkeitsdiskussion und weisen dabei sowohl einige Parallelen als auch interessante Unterschiede auf. Besonders im Rahmen von Fachartikeln besteht seitens der Autoren die Notwendigkeit, ihre Forschung von bereits bestehenden Untersuchungen abzugrenzen und die Neuartigkeit der eigenen Arbeit zu betonen. Im Fall von Maume wirkt es teilweise so, als wäre er vor allem daran interessiert, seine Resultate als neuartig rechtfertigen zu können. Generell wird von fast allen Autoren gegen Ende des Artikels vorsorglich ein Absatz einbezogen, der sich den Grenzen und Unzulänglichkeiten der Forschung widmet. Oftmals wird hier betont, dass die Studie nicht unbedingt verallgemeinerbar ist, was mitunter auch an der Art der Stichprobe liegen mag. Nachdem es allerdings im Umfang einer solchen Studie ohnehin nicht möglich ist, alle möglichen Drittvariablen miteinzubeziehen, so muss auch keine Rechtfertigung erfolgen, wenn laut Forschungsdesign nur eine bestimmte Gruppe von Menschen untersucht wird. Dass sich die Studie nicht auf alle Kulturkreise und Länder erstrecken kann, ist logisch und

9.1 Zur theoretischen Konzeption der Vereinbarkeit

Voydanoffs Artikel steht im Gegensatz zu den anderen empirischen Forschungen, da hier explizit das theoretische Gerüst der Begrifflichkeiten rund um Vereinbarkeit thematisiert wird. Diese Definitionsarbeit ist deswegen besonders wichtig, weil auch aus den anderen hier diskutierten Artikeln ersichtlich wird, dass auf dem Gebiet der empirischen Forschung zum selben Thema meist sehr verschiedene Ergebnisse vorliegen. Dieses Faktum wird von vielen Autoren als gegeben oder als Ergebnis nationalspezifischer oder auch erhebungstechnischer Unterschiede betrachtet. Die Problematik liegt mitunter darin, dass Vereinbarkeit

im Grunde ein politisches Schlagwort ist, welches uns im Alltag begegnet und sich erst in der Moderne zu einem wesentlichen Diskussionsthema entwickelt hat. Nach eingängiger Beschäftigung mit der Literatur zu Work-Family Themen wird deutlich, dass es vor allem empirische Forschungen oder stark an die öffentlich-mediale Diskussion angelehnte Texte gibt, dass es jedoch im Gegenzug dazu relativ wenige theoretische Überlegungen gibt. Dennoch darf die genaue Operationalisierung des Begriffes trotz der offensichtlichen Bedeutung der Vereinbarkeit nicht vernachlässigt werden und muss auch auf ihre sprachlichen Elemente hin untersucht werden. So ist auch oft von Konflikt die Rede, jedoch verwenden manche Autoren (Voydanoff, Hill) den gegensätzlichen Begriff „fit" welcher die erfolgreiche Bewältigung beschreibt und nicht vorrangig die negativen Seiten der Vereinbarkeit als Überlastungssituation hervorhebt. Kirkpatrick Johnson weist in ihrem Artikel explizit auf den ebenfalls positiv konnotierten Terminus „Work-Family Enrichment" hin, der jedoch nicht lediglich die Bewältigung anspricht, sondern sogar von dezidiert positiven Effekten der Vereinbarkeit auf die verschiedenen Rollen ausgeht. Meistens wird die Vereinbarkeit dennoch vor allem als Rollen*konflikt* definiert und somit auf den „problematischen" Aspekt beschränkt.

Hinsichtlich des theoretischen Aspektes wird von einigen der genannten Autoren auch das Faktum betont, dass es sich bei Vereinbarkeit um eine Beziehung zwischen Beruf und Familie handelt, die „bidirectional" ist. Während in der politischen Diskussion der Schwerpunkt vor allem auf die Erwerbstätigkeit gelegt wird, gilt es jedoch genauso, den Einfluss des Familienlebens auf den Beruf zu untersuchen. Sowohl Kirkpatrick Johnson als auch Maume widmen sich in ihren Artikeln, die in hohem Maße der Erwerbstätigkeit gewidmet sind, dieser Relation und den Auswirkungen des Familienbereiches auf berufliche Entscheidungen.

Neben dem theoretischen Aspekt, der sich wie erörtert sehr stark der Sprache widmet, bezieht sich Perälä-Littunen ebenso auf sprachliche Besonderheiten, jedoch aus einem etwas anderen Blickwinkel, der sich eher auf die Sprachverwendung in der politischen Sphäre bezieht. Welche Themen hier angesprochen, ausgelassen oder sprachlich kaschiert werden, kommt im Zuge der

öffentlichen Wahrnehmung besonders stark zum Tragen. Umso wichtiger ist es, ein gemeinsames Fundament der Bedeutungszuweisung zu Begrifflichkeiten zu erschaffen, welches durch die Wissenschaft konstruiert werden kann.

9.2 Zur politischen und praktischen Relevanz

Bezüglich politischer und praktischer Forderungen lässt sich erkennen, dass die Autoren zunächst sehr vage bleiben und des Öfteren davon sprechen, vor allem mehr Verständnis für das gewählte Thema schaffen zu wollen. Demnach geht es ganz im Sinne der Wissenschaft zunächst um ein grundsätzliches Hinterfragen und Erörtern bestimmter Themenbereiche. Meist wird auch auf die Limitierungen der Untersuchungen hingewiesen, indem betont wird, dass sich die Ergebnisse nicht notwendigerweise generalisieren lassen. In manchen Fällen wird die Forschung jedoch durchaus als Richtlinie und Orientierungshilfe gesehen. Voydanoff richtet sich explizit an die Wissenschaft und Forschung, der sie ihr theoretisches Konzept vorlegt, welches als Grundlage für eine einheitliche Vorgehensweise dient und somit die Vergleichbarkeit und folglich auch die Weiterverwendung von Ergebnissen unterstützt. In ähnlicher Weise setzt sich Erickson in ihrem Artikel zu Emotionsarbeit für eine Neudefinition des Begriffes der Fürsorge ein, um auch in der Öffentlichkeit ein erhöhtes Bewusstsein für die vielen Aspekte der „Hausarbeit“ zu schaffen. Dieser auf Definitionen spezialisierte Zugang ist nicht nur, wie bereits erwähnt, in theoretischer Hinsicht wesentlich, sondern dient ebenso der Anreicherung des öffentlichen und politischen Diskurses über die Vereinbarkeit.

Kirkpatrick Johnson und Maume erheben in ihren Artikeln zur Erwerbstätigkeit nur sehr generelle Ansprüche wie die Familienfreundlichkeit in Betrieben und die Erweiterung der Möglichkeitsspielräume des Individuums. Kirkpatrick Johnson beschäftigt sich mit den Übergängen im Leben etwa zur Heirat und Elternschaft, und den damit einhergehenden Veränderungen bezüglich Einstellungen und

Werthaltungen zu Arbeit und Familie. Schon auf den ersten Blick ist es ersichtlich, dass Informationen über diese Themen für die Politik essentiell sein können, da so Maßnahmen auf die tatsächlichen Wünsche der Menschen abgestimmt werden können. Forschungsergebnisse dieser Art können somit, auch wenn dies nicht ausdrücklich erwähnt wird, Auswirkungen in Form von politischen Konsequenzen mit sich bringen.

Deutlichere Forderungen finden sich etwa bei Henz, die die Bewältigungsstrategie der Teilzeitarbeit für Fürsorge leistende Personen vehement kritisiert und explizit ein Umdenken seitens der Politik fordert, da Teilzeitarbeit eher zur Ausgrenzung vom Arbeitsmarkt beiträgt. Perälä-Littunen zeigt ein hohes Bewusstsein für den landesspezifischen Kontext der Forschung, indem sie die kulturellen sowie politischen Besonderheiten Finnlands bzw. der nordischen Länder anspricht. Noch stärker widmet sich Hill den kulturellen Umständen, indem er sich nicht auf ein einziges Land beschränkt, sondern eine internationale Perspektive einnimmt. Im Zuge seines Ländervergleichs nennt der Autor, dessen wissenschaftliche Neutralität allerdings aufgrund der Nähe zu IBM mit Vorsicht zu genießen ist, einige spezifische Forderungen und Lösungsansätze, mit denen Unternehmen ihre Mitarbeiter entlasten könnten. Die Perspektive und Nutznießer dieses Ansatzes sind somit klar. Obwohl die Interessenlage von Unternehmen nicht automatisch negativ zu werten ist, liegt hier eindeutig die Imagepflege der Auftraggebers der Studie im Fokus. Kritische Bemerkungen sind, wenn überhaupt vorhanden, schmeichelhaft in offenbar hervorragende Lösungsvorschläge eingebunden.

Es wird somit durchaus in den meisten Artikeln mehr oder weniger explizit auf einen Handlungsbedarf hingewiesen. Jedoch gestalten sich die Forderungen nach Veränderung sehr vage, indem zwar viele Bereiche angesprochen werden, aber keine tatsächlichen Umsetzungsvorschläge dargebracht werden, auf welche Art und Weise eine neue Strategie eingeführt werden soll.

Dennoch sind durchaus Ansätze denkbar, die konkrete Maßnahmen beschreiben, die auch sinnvoll umsetzbar sind. Dabei könnte Joan Trontos Perspektive nützlich sein, indem die Hausarbeit und Fürsorge von der Politik in ihrer maßgeblichen Bedeutung für die Gesellschaft akzeptiert wird. In Form von gesetzlich

festgelegten Rechten und Pflichten müssten alle Bürger einen Beitrag zu jener Gesellschaftsform leisten, von der sie selbst im Endeffekt auch profitieren. Diese Gerechtigkeitsvorstellung entspricht der modernen Denkweise und könnte zu einer Aufwertung der Hausarbeit führen, die nicht erst durch theoretische Gedankenexperimente und langwierige Umbrüche entstehen würde, sondern seitens der politischen Akteure relativ schnell eingeführt werden könnte. In jedem Fall leisten die Fachartikel durchaus in unterschiedlicher Vehemenz einen Beitrag zur öffentlichen und politischen Diskussion, indem sie aktuelle Themenbereiche aufgreifen und zu deren Weiterentwicklung anregen.

9.3 Perspektiven zur Vereinbarkeit

Wie bereits im theoretischen Teil beschrieben wurde, stehen sich die Werthaltungen der Emanzipation und des Individualismus einerseits und jene des Traditionalismus andererseits in einem Spannungsverhältnis gegenüber. Diese Tatsache wird in der Literatur zwar ausreichend diskutiert, jedoch wird aus den Fachartikeln ersichtlich, dass teilweise ein erheblicher Perspektivenwechsel im Hinblick auf die Ziele der Vereinbarkeit feststellbar ist.

Maume etwa beschäftigt sich mit den Einschränkungen des Arbeitsaufwands aufgrund familiärer Ansprüche. Aufgrund der Analyse wird deutlich, dass berufliche Einschränkung hier mit negativen Gefühlen assoziiert wird und in jedem Fall Einbußen darstellt. Im Sinne der Gleichberechtigung wird also eher die radikale Durchsetzung des Konzeptes der Erwerbstätigkeit für alle angestrebt, anstatt vor allem die Wahlfreiheit, insbesondere für Frauen, zu betonen.

Die Artikel von Henz und Erickson wirken im Gegensatz zu etwa jenem von Hill weniger praxisorientiert und weniger greifbar, da sie sich mit der Dimension der Fürsorge beschäftigen. Denn während in Unternehmen und unter Arbeitnehmern straffe organisatorische Strukturen vorherrschen, gilt dies für den Privathaushalt nicht. Haus- und Emotionsarbeit sowie Fürsorgetätigkeiten entziehen sich nach

wie vor einer spezifischen Kategorisierung bezüglich ihres Arbeitsaufwands und der tatsächlichen Leistung, die in dieser Sphäre erbracht wird. Dies liegt mitunter auch daran, dass die Arbeit von den Personen selbst erheblich unterbewertet wird, wie im Fall von Emotionsarbeit.

Ein markanter Perspektivenwechsel lässt sich auch in Bezug auf die Darstellung von Idealbildern feststellen. Wie im theoretischen Teil erörtert, orientieren sich Frauen meist an einem männlichen Ideal, was auch durch Maumes Forschung bestätigt wird, die besagt, dass Frauen ihre Arbeitsambitionen für die Familie zurücknehmen und hier ein Anpassungsvorgang stattfindet. In nahezu jedem Lebensbereich scheint der Mann die Vorherrschaft zu genießen. Ein interessantes Paradox dazu findet sich jedoch bei Perälä-Littunen, denn bei der Kinderbetreuung definiert sehr deutlich ein Mutterideal den adäquaten Maßstab.

Vereinbarkeit hängt in hohem Maße mit der Gleichberechtigung der Geschlechter zusammen, einem der höchsten Ziele der feministischen Bewegung. Doch der Begriff ist keineswegs frei von Ambivalenz. Gleichberechtigung soll in allen Lebensbereichen dieselben Bedingungen und Chancen für Männer und Frauen ermöglichen. Leider wird sie in der theoretischen Diskussion oft dazu missbraucht, Wertungen vorzunehmen. Trotz der Wissenschaftlichkeit der Fachartikel kommen in der Inhaltsanalyse Nuancen zum Vorschein, die bestimmte Werthaltungen offenbaren. Die Diskussion rund um Vereinbarkeit kann aus Prinzip nie vollkommen wertfrei sein, da man aufgrund der gestellten Forderung, welcher Art auch immer sie sein mag (etwa Frauenerwerbstätigkeit, Geburtenförderung oder Kinderbetreuung), bereits vorwegnimmt, welcher Weg als richtig erachtet wird. Die Hervorhebung bestimmter Themenbereiche und das Weglassen anderer weisen auf eine Rangordnung hin.

Gleichberechtigung bedeutet jedoch vorrangig, sich aufgrund gleicher Zugangsberechtigungen sowie durch die Gleichstellung von Rechten und Pflichten für Männer und Frauen frei entscheiden zu können, sei es für eine modern-feministische oder eben auch für eine traditionelle Lebensweise. Diesbezüglich kommen auch die Überlegungen zur Erhebung von Wünschen und Einstellungen zum Tragen. Entscheidet sich jemand für Teilzeitarbeit oder dafür,

sich als Hausfrau zu betätigen, so bedeutet dies nicht gezwungenermaßen, dass dies entgegen der eigenen Wünsche geschieht, wie es oft implizit angenommen wird. Insofern müssen auch seitens der sozialwissenschaftlichen Forschung die forschungsmethodischen Probleme der Interpretation von Einstellungen und dem tätsächlichen Verhalten berücksichtigt werden, anstatt allzu schnell wertende Annahmen zu tätigen. Erickson etwa weist im Zuge der Diskussion von Emotionsarbeit darauf hin, dass Hausarbeit in allen ihren Facetten nicht aus geschlechtsspezifisch definiertem gesellschaftlichem Zwang geschieht, sondern oft ein wesentliches Mittel der Identitätsbildung ist. Dieser Unterschied zeigt auf, dass die Sozialisation und die Betrachtungsweise der „Normalbürger" mitunter eine viel wichtigere Rolle spielt als feministische Überlegungen, die in der klassischen Literatur den Schwerpunkt auf die Unterdrückung der Frau legen, ebenso wie parallel dazu die Konflikthaftigkeit hinsichtlich der Vereinbarkeit vordergründig berücksichtigt wird. Anstatt die negativen Seiten zu bemängeln und utopische Wunschvorstellungen zu predigen, sollte sich der Diskurs eher in Richtung der praxisorientierten Lösungsansätze entwickeln:

> *„Simply positing a moral ideal [...] will not suffice to make the world more caring; we need as well to be able to translate that moral ideal into practice [...] moralists can prescribe what the correct course of action should be, but if actors believe that their interests are better served by ignoring moral concerns, then they will ignore moral concerns"* (Tronto 1993: 152).

Insofern gestalten sich Fachartikel als solche durchaus kritischer als rein theoretische Überlegungen, was sicherlich auch in den Ansprüchen des Mediums der soziologischen Fachzeitschrift begründet ist. Zu den Aufgaben der Autoren gehört es, im Rahmen des Verfassens von Fachartikeln außerdem ihre Zielsetzungen zu begründen und dem Leser die Relevanz sowie den Nutzen der erbrachten Ergebnisse zu verdeutlichen. So stehen vor allem neue und aktuelle Überlegungen zu familiensoziologischen Thematiken im Vordergrund, die zur Lösung gesellschaftlicher Probleme beizutragen vermögen.

10 Bibliographie

Primärliteratur

Erickson, Rebecca J., 2005: Why Emotion Work Matters. Sex, Gender, and the Division of Household Labor. Journal of Marriage and Family Vol. 67, No. 2: 337-351

Henz, Ursula, 2006: Informal Caregiving at Working Age: Effects of Job Characteristics and Family Configuration. Journal of Marriage and Family Vol. 68, No. 2: 411-429

Hill, Jeffrey E. et al., 2004: A Cross-Cultural Test of the Work-Family Interface in 48 Countries. Journal of Marriage and Family Vol. 66, No. 5: 1300-1316

Kirkpatrick Johnson, Monica, 2005: Family Roles and Work Values: Processes of Selection and Change. Journal of Marriage and Family Vol. 67, No.2: 352-369

Maume, David J., 2006: Gender Differences in Restricting Work Efforts Because of Family Responsibilities. Journal of Marriage and Family Vol. 68, No. 4: 859-869

Perälä-Littunen, Satu, 2007: Gender Equality or Primacy of the Mother? Ambivalent Descriptions of Good Parents. Journal of Marriage and Family Vol. 69, No. 2: 341-351

Voydanoff, Patricia, 2005: Toward a Conceptualisation of Perceived Work-Family Fit and Balance: A Demands and Resources Approach. Journal of Marriage and Family Vol. 67, No. 4: 822-83

Sekundärliteratur: Bücher und Artikel

Abels, Heinz, 2009: Einführung in die Soziologie 2: Die Individuen in ihrer Gesellschaft. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

Aulenbacher, Brigitte und Wetterer, Angelika (Hrsg.), 2009: Arbeit. Perspektive und Diagnosen der Geschlechterforschung. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot

Bauböck, Rainer, 1991: Wertlose Arbeit. Zur Kritik der häuslichen Ausbeutung. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik

Behning, Ute (Hrsg.), 1997: Das Private ist ökonomisch. Widersprüche der Ökonomisierung privater Familien- und Haushaltsdienstleistungen. Berlin: edition sigma

Blättel-Mink, Birgit und Katz, Ingrid (Hrsg.), 2004: Soziologie als Beruf? Soziologische Beratung zwischen Wissenschaft und Praxis. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

Böllert, Karin und Oelkers, Nina (Hrsg.), 2010: Frauenpolitik in Familienhand? Neue Verhältnisse in Konkurrenz, Autonomie oder Kooperation. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

Brake, Anna, 2003: Familie – Arbeit – Freizeit: Was zählt? Optionen der Lebensqualität in den Vorstellungen junger Erwachsener. Opladen: Leske + Budrich

Buba, Hans Peter (Hrsg.), 1996: Familie. Zwischen gesellschaftlicher Prägung und individuellem Design. Opladen: Westdeutscher Verlag

Buchmayr, Maria und Neissl, Julia, 2006: work-life-balance & Wissenschaft – ein Widerspruch? Wien: Lit Verlag

Burkart, Günther, 2008: Familiensoziologie. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz

Ernst, Waltraud (Hrsg.), 2005: Leben und Wirtschaften – Geschlechterkonstruktionen durch Arbeit. Münster: Lit Verlag

Etzrodt, Christian, 2003: Sozialwissenschaftliche Handlungstheorien. Eine Einführung. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft

Evans, Judith, 1995: Feminist Theory Today. An Introduction to Second-Wave Feminism. London: SAGE Publications

Fishbein, M. und Ajzen, I., 1975: Belief, Attitude, Intention and Behaviour. An Introduction to Theory and Research. Reading: Addison-Wesley

Friese, Bettina und Bogenschneider, Karen, 2009: The Voice of Experience. How Social Scientists communicate Family Research to Policymakers. Family Relations Vol. 58, No. 2: 229-243.

Gottschall, Karin und Voß, Günter G. (Hrsg.), 2003: Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag. München: Rainer Hampp Verlag

Halpern, Diane F. und Murphy, Susan E. (Hrsg.), 2005: From Work-Family Balance to Work-Family Interaction. New Jersey: Lawrence Erlbaum Associates Publishers

Hardach-Pinke, Irene, 1995: Über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Wien: Picus Verlag

Hill, Paul B. und Kopp, Johannes, 2006: Familiensoziologische Grundlagen und theoretische Perspektiven. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

Hirschmann, Nancy J. und Liebert, Ulrike, 2001: Women and welfare. Theory and practice in the United States and Europe. New Jersey: Rutgers

Jochimsen, Maren A., 2003: Careful Economics. Integrating Caring Activities and Economic Science, Boston: Kluwer Academic Publishers

Kleining, Gerhard, 1995: Lehrbuch entdeckende Sozialforschung. Band I: Von der Hermeneutik zur qualitativen Heuristik. Weinheim: Beltz, PsychologieVerlagsUnion

Lewis, Jane, 2009: Work-Family Balance, Gender and Policy. Cheltenham: Edward Elgar Publishing

Mayring, Philipp, 2008: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim: Beltz Verlag

Meyer, Thomas, 2010: Was ist Politik? Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

Miebach, Berhard, 2010: Soziologische Handlungstheorie. Eine Einführung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

Naegele, Gerhard (Hrsg.), 1997: Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Pflege. Stuttgart: Kohlhammer

Nave-Herz, Rosemarie (Hrsg.), 2002: Wandel und Kontinuität der Familie in Deutschland. Eine zeitgeschichtliche Analyse. Stuttgart: Lucius & Lucius

Nave-Herz, Rosemarie, 2006: Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde. Weinheim und München: Juventa

Peuckert, Rüdiger, 2008: Familienformen im sozialen Wandel. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

Pfau-Effinger, Birgit, 2000: Kultur und Frauenerwerbstätigkeit in Europa. Theorie und Empirie des internationalen Vergleichs. Opladen: Leske + Budrich

Schnabl, Christa, 2005: Gerecht sorgen. Grundlagen einer sozialethischen Theorie der Fürsorge. Freiburg, Wien: Verlag Herder

Tazi-Preve, Irene Mariam (Hrsg.), 2009: Familienpolitik. Nationale und internationale Perspektiven. Opladen: Budrich UniPress

Titscher, Stefan, 1998: Methoden der Textanalyse. Leitfaden und Überblick. Opladen: Westdeutscher Verlag

Tronto, Joan C., 1993: Moral boundaries. A political argument for an Ethic of Care. New York: Routledge, Chapman and Hall Inc.

Stiegler, B., 1997: Das 654-Milliarden-Paket. Unveröffentlichtes Manuskript. Friedrich-Ebert-Stiftung. Bonn

Van der Lippe, Tanja und Peters, Pascal (Hrsg.), 2007: Competing Claims in Work and Family Life. Cheltenham: Edward Elgar Publishing

Internetquellen

IBM International Business Machines
http://www-03.ibm.com/employment/us/diverse/executive_corner_vp.shtml

National Council on Family Relations
www.ncfr.org

Statistik Austria: Haushaltsführung, Kinderbetreuung, Pflege: Mikrozensus 2001 und 2002
http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/haushalte_familien_lebensformen/familien/index.html

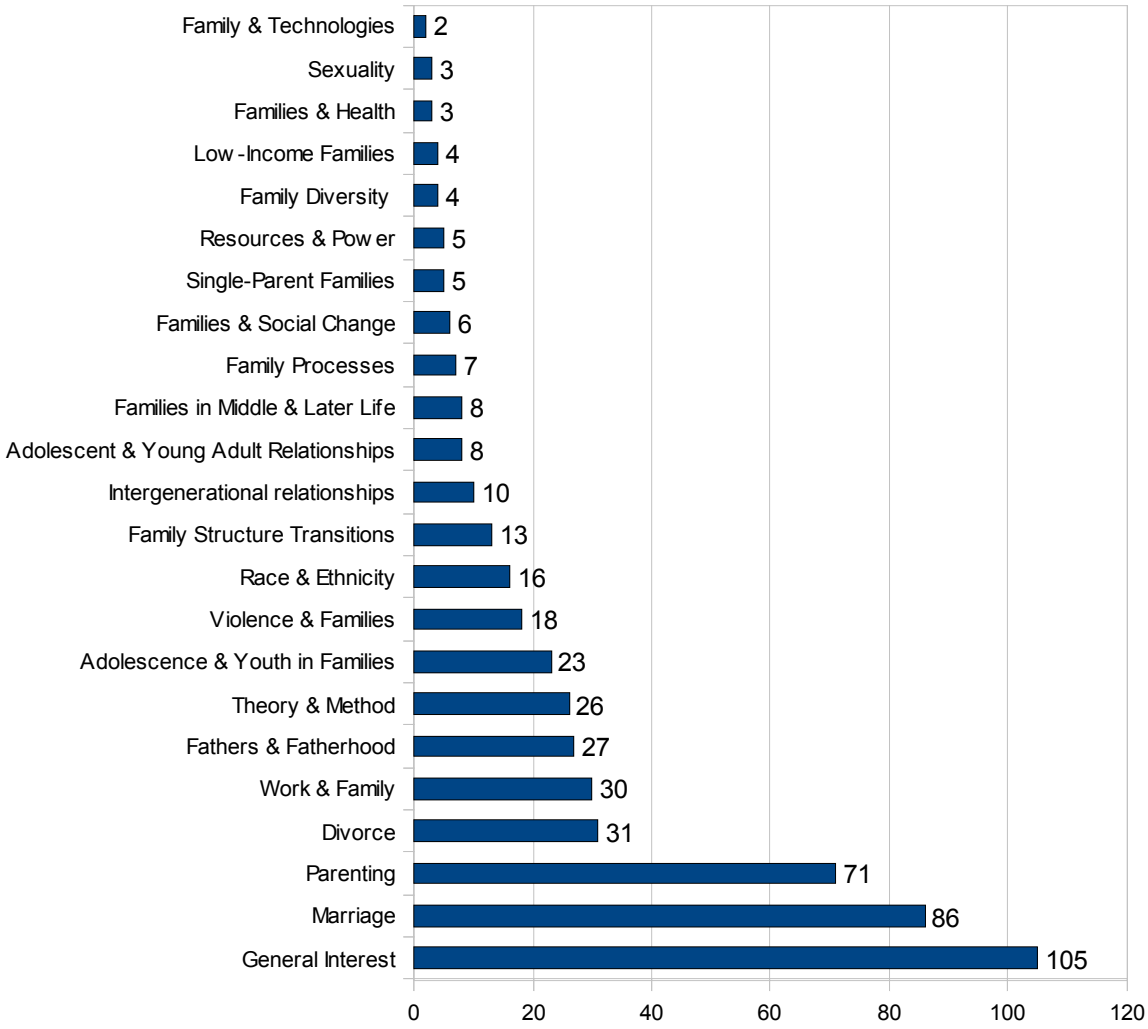
Tazi-Preve, Irene Mariam, Rille-Pfeiffer, Christiane und Kapella, Olaf: „Die Vereinbarkeitslüge" 2007
http://www.oif.ac.at/presse/bzw/artikel.asp?Rubrik=3&ID_Art=1&BZWArtikel=969

11 Anhang

Anhang 1: Tabelle

Anzahl der Fachartikel des „Journal of Marriage and Family“, Ausgaben 2004 – 2010, gruppiert nach den im Journal verwendeten thematischen Kategorien

Gesamtanzahl der Artikel 511



Themenbereiche	**Anzahl der Artikel zum Thema**
General Interest	105
Marriage Partnership Relationships Cohabitation	86
Parenting	71
Marital dissolution Divorce, Separation Family formation	31
Work & Family Paid Work & Family Life Family Policy	30
Fathers & Children Fathers & Fatherhood Fathering Men's Family roles	27
Theory & Method Methods & Measures Research Designs Analytic Strategies	26
Adolescence & Youth in Families	23
Violence & Families	18
Families of Color Race & Ethnicity International Families	16
Family Structure Transitions Life Course Transitions	13
Intergenerational relationships	10
Adolescent & Young Adult Relationships	8
Families in Middle & Later Life	8
Family Processes	7
Families & Social Change	6
Single-Parent Families	5
Resources & Power	5
Family Diversity	4
Low-Income Families	4

Families & Health	3
Sexuality	3
Family & Technologies	2
Anzahl der Artikel gesamt	**511**

Anhang 2: Beispiel der detaillierten Inhaltsanalyse

"Why Emotion Work Matters. Sex, Gender, and the Division of Household Labor"
Erickson, Rebecca J.
Journal of Marriage and Family Vol. 67, No. 2, 2005: 337-351

Nennung des Wortes "men": 60
Nennung des Wortes "women": 79
Nennung des Wortes "masculine": 18
Nennung des Wortes "feminine": 26

Themenblöcke nach Textauszügen

Vernachlässigung des Themas in der Forschung

- To date, however, researchers have yet to consider the theoretical and empirical significance of emotion work in their studies of the gendered division of household labor.
- This line of research has yet to fully examine how the emotional components of family work may advance social scientific understanding of the relationship between gender and the division of household labor.

- That investigators' continued failure to include emotion work in their studies of household labor constitutes a ''major shortcoming'' in family research.
- Few other researchers examined socioemotional behavior as a requisite task performed by marital partners.
- What has yet to be examined, however, is the extent to which husbands' and wives' construction of gender affects their family work performance and the variance in effects by the type of family work performed.
- Despite these inroads, examinations of how emotion work may contribute to this literature remain scarce.
- Continued neglect of emotion work within the family work literature risks perpetuating the view that being an emotional caretaker is something women are rather than something women do.
- By continuing to overlook the part that emotion work plays in the creation and maintenance of marriages and families, researchers are unlikely to achieve full appreciation of the subtle ways in which cultural conceptions of ''woman,'' ''wife,'' and ''mother,'' along with ''man,'' ''husband,'' and ''father,'' are reproduced.

Vorannahmen

- […] well-established finding that women, even when they are employed full time, perform the bulk of routine housework and child care.
- persistent gendered effect
- Women continue to perform the bulk of routine housework and child care and to feel more responsible than men for this work regardless of income, time constraints, or ideology.
- As long as women are held (and hold themselves) accountable for family work in ways that men are (and do) not

Definition des Schlüsselbegriffes "emotion work"

- This study extends the ongoing theoretical and empirical analysis of gender and household labor by examining the performance of emotion work.
- In this paper, however, I follow my earlier work in using the concept of emotion work to refer to activities that are concerned with the enhancement of others' emotional well-being and with the provision of emotional support.
- These activities require time, effort, and skill.
- Offering encouragement, showing your appreciation, listening closely to what someone has to say, and expressing empathy with another person's feelings (even when they are not shared)—day after day, year after year—represent emotion work of the highest order.

Emotionsarbeit historisch

- Socioemotional behavior, or activity that maintains the relations among family members, has been considered an essential component of marriage and family life since at least the mid-20th century.
- This relative lack of attention is somewhat surprising given the historically central place that emotion has held in conceptualizing women's family roles (e.g., Parsons & Bales, 1955) and in feminist scholars' attempts to debunk the myth that women's family work emanates ''naturally'' from within (Daniels, 1987; Hochschild, 1989; Oakley, 1974).

Vorurteile

- Instead, its performance, along with that of housework and child care, came to be seen as a ''natural'' expression of women's love for their husbands and children.

- Such difficulty may be because these activities are closely associated with women's ''natural'' or ''feminine'' tendencies and with culturally based assumptions about love and intimate family relations.
- […] behavior that makes others feel cared for and loved has been characterized as an aspect of marital intimacy and support rather than as a specific form of family work.
- The idea that husbands and wives may have to work at caring and intimacy contradicts what many may wish to believe about love and marriage.

Arbeit und Anerkennung

- In her classic essay on ''invisible work,'' Daniels (1987) explained that applying the concept of work only to those activities for which people are paid renders much of women's activities invisible.
- women perform more family work than men, failing to characterize these activities as work serves to invalidate women's essential contributions to social and community life.
- Women themselves often discount the time and effort involved in caring work not only because it is expected to be a spontaneous expression of love but also because the illusion of effortlessness is part of doing the work well.
- It has been more difficult, however, to see comforting, encouraging, and facilitating interaction as characterizing a work role.
- The time and energy required to provide emotional support to others must be reconceptualized as an important aspect of the work that takes place in families. These efforts have commonly been overlooked because they have tended to be characterized as reflections of interpersonal intimacy or love.
- Caregiving, in whatever form, does not just emanate from within, but must be managed, focused, and directed so as to have the intended effect on the care recipient.

Gründe für das Leisten von Fürsorge:

- It constitutes a central pathway to identity
- […] the performance of this work will remain more central to how women construct a gendered sense of self and, in so doing, their behavior will continue to reflect such (self-) expectations.
- […] demonstrated how the performance of gender-appropriate family work helps individuals construct what it means to be a ‘‘real’’ mother or father.
- Gender construction theory also provides an explanation for why most women do not perceive the unequal distribution of family work to be unfair.
- Many women view the performance of domestic labor as both a demonstration of their love and concern for family members and as a crucial means of identity construction.
- In this case, performing family work is less likely to be experienced as an alienating burden than as an expression of authentic self-hood.
- The importance people place on behaving consistently with identity meanings suggests another compelling theoretical reason why the gendered division of household labor remains intact.
- Thus, women may perform more family work because such performance enables them to behave consistently with their generally more feminine and expressive gender identities.
- The study reported below contributes to this emerging body of research on meanings by shifting attention from gendered tasks to gendered selves. To what extent might one’s construction of self in ‘‘masculine’’ or ‘‘feminine’’ terms be associated with the performance of particular types of family work?
- For a woman who constructed her sense of self in these masculine or instrumental terms, providing emotional support to her husband was an integral part of her family work role.

- The tendency to conceptualize emotion work as work suggests that women recognized that they are held accountable for the performance of this work in ways that men are not.

Ziel der Forschung

- […] explicit recognition of this work also may prove helpful for developing a more complete understanding of gender construction.
- to examine differences in women's and men's responses
- These initial results suggest that emotion work may indeed provide unique insights into the complex relationship between gender and family work performance.
- This study has sought to bring emotion work back to the center of family work scholarship.

Hypothesen

- The greater one's economic dependence, the more (1a) housework, (1b) child care, and (1c) emotion work one will perform.
- The more hours one spends in paid employment, the less (2a) housework, (2b) child care, and (2c) emotion work one will perform.
- The more traditional one's gender ideology, the more (3a) housework and (3b) child care wives will perform.
- The more traditional men's gender ideology, the less emotion work they will perform.
- The more traditional women's gender ideology, the more emotion work they will perform.
- Constructing gender in masculine terms will be negatively related to the performance of (4a) housework, (4b) child care, and (4c) emotion work.
- Constructing gender in feminine terms will be positively related to the performance of (5a) housework, (5b) child care, and (5c) emotion work.

- The results in Table 2 indicate that neither the relative resources model (Hypotheses 1a–c) nor the time constraints model (Hypotheses 2a–c) received empirical support. Moreover, no significant support was found for gender ideology (H3a, 3b). In that the hypotheses predicting the effects of gender ideology on emotion work (Hypotheses 3c–d) depend on the biological sex of the respondent, the negative relationship between ideology and emotion work should not be interpreted as a test of these hypotheses (see below). Gender construction theory was not supported in regard to housework or child care (H4a, 4b; H5a, 5b), although the theory did receive support in the equation for emotion work. Hypothesis 5c received strong support in that being female had no statistically significant effect on emotion work.The result for Hypothesis 4c, however, was opposite to that expected in that masculinity instrumentality was also positively related to the performance of emotion work.

Resultate

- Results indicate that gender construction, not sex, predicts the performance of emotion work.
- […] support for the view that the division of household labor varies according to culturally based constructions of gender rather than on the basis of biological sex.
- Men were older than women, held more traditional gender ideologies, and spent more hours in the paid labor force. Women were significantly more economically dependent on their husbands than vice versa. Women also reported performing more emotion work than did the men.
- As expected, applying more femininexpressive traits to oneself was associated with the performance of more emotion work among women. Somewhat surprisingly, however, women who saw themselves in masculine terms were also more likely to perform emotion work.
- Those who constructed gender in feminine terms were significantly more likely to perform emotion work.

- Somewhat surprisingly, seeing oneself in masculine terms was also positively related to emotion work performance.
- Consider the finding that constructing gender in feminine terms led to more emotion work among men, whereas both feminine and masculine gender constructions led to more emotion work among women.
- Performance of emotion work was significantly influenced by respondents' construction of gender rather than by their biological sex.
- In sum, these results provide a new avenue of support for gender construction theory and illustrate how reconceptualizing family work to include emotion work can inform our understanding of the complex relationship between ''doing gender'' and ''doing family''.

(Zitate aus: Erickson, Rebecca J.: Why Emotion Work Matters. Sex, Gender, and the Division of Household Labor. Journal of Marriage and Family Vol. 67, No. 2, 2005: 337-351)

12 Abstract

Diese Diplomarbeit thematisiert die Diskussion im Bereich Vereinbarkeit und Work-Family Balance in den letzten Jahren. Eine Inhaltsanalyse von ausgewählten Fachartikeln der familiensoziologischen Zeitschrift „Journal of Marriage and Family“ soll darstellen, inwiefern diese wissenschaftlichen Texte einen Praxisbezug, etwa in Form von politischen Forderungen und Implikationen, aufweisen und was sie zum Diskurs über Vereinbarkeit beitragen. Nach den Methoden von Philip Mayring und Gerhard Kleining werden die Artikel auf inhaltliche Schwerpunktsetzungen und die Verarbeitung der Diskussion rund um die Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Hausarbeit untersucht.

Die Fachartikel einer Disziplin spiegeln auch immer die Aktualität der Diskussion wider; in der Soziologie umso mehr, als die Sozialwissenschaften spezifisch darauf ausgelegt sind, ein tieferes Verständnis für gesellschaftliche Probleme zu liefern und in Folge Anregungen für Handlungsmaßnahmen, etwa in der Politik, beizusteuern vermögen. Es soll daher Inhalt dieser Arbeit sein, inwiefern die Erkenntnisse der Artikel in der Praxis hilfreich sein können. Dem für die Inhaltsanalyse ungewöhnlichen Untersuchungsgegenstand der Fachartikel entsprechend, wird sich ein Kapitel dezidiert mit der Beziehung von Wissenschaft und Praxis beschäftigen.

Theoretisch widmet sich die Arbeit den Kernthemen rund um das Thema Vereinbarkeit, wie etwa den Prozessen des Wandels in der modernen Gesellschaft, der historischen Entwicklung der Vereinbarkeitsproblematik sowie politischen Bewältigungsstrategien. Ebenso werden die einzelnen Sphären der Erwerbsarbeit und der Haus- und Fürsorgearbeit und deren spezifische Funktionsmechanismen diskutiert. Die Darstellung der theoretischen Überlegungen soll den soziokulturellen und gesellschaftspolitischen Hintergrund für die methodische Analyse liefern. Somit soll der Versuch unternommen werden, eine Brücke zwischen akademischer Forschung und gesellschaftspolitischer Umsetzung zu schlagen, indem Fachartikel hinterfragt und

auf ihre Bestandteile im Detail untersucht werden. Das Kernthema dieser Arbeit sind vor allem die unterschiedlichen Betrachtungsweisen des Themas der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, welche als Zugänge zu bestimmten Lösungsansätzen dienen, die in Folge als Anstöße für die Anwendung von Maßnahmen in Recht und Politik fungieren können.

Curriculum Vitae

Mag. phil. Christine Stirmaier
Geboren am 01.11.1985
Österreichische Staatsbürgerin

Ausbildung

1992 - 1996	Volksschule 32 Keferfeld, Linz
1996 - 2004	BG/BRG Ramsauerstraße, Linz
2004 - 2008	Studium der Anglistik und Amerikanistik an der Universität Wien
Seit 2006	Studium der Soziologie (Rechts-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlicher Zweig) an der Universität Wien
August 2008	Kurzfristiger wissenschaftlicher Rechercheaufenthalt an der John F. Kennedy Library in Boston im Rahmen des KWA Stipendiums der Universität Wien für die Erstellung der Diplomarbeit an der Anglistik
SS 2009	Erasmus Auslandssemester im Rahmen des Soziologiestudiums an der Radboud Universiteit Nijmegen in den Niederlanden

Berufliche Tätigkeiten

2003/04/05	Praktikum bei der LKUF (Lehrer-, Kranken- und Unfallversicherung), Linz
2007	Praktikum bei der Raiffeisen Landesbank OÖ
2006/2009	Praktikum bei Market (Institut für Markt-, Meinungs-, und Mediaforschung), Linz